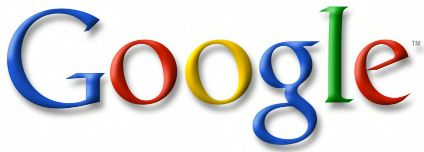






H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Neunter Band.

Französische Zustände. Zweiter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1862.

Französische Zustände

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums.

Erste Hälfte.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1862.

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers.

Die im neunten und zehnten Band der vorliegenden Ausgabe enthaltenen Korrespondenzberichte für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" wurden unter dem Gesammttitel: „Lutetia; Berichte über Politik, Kunst und Volksleben" von dem Verfasser für den zweiten und dritten Band seiner „Vermischten Schriften" zusammengestellt und erst 1854 in Buchform veröffentlicht. Ich habe diejenigen Berichte, welche sich ausschließlich auf französische Kunstzustände bezogen, für den elften Band ausgeschieden, und den politischen Korrespondenzen Heine's aus den Jahren 1840—43, einer Bemerkung in dem Zueignungsbriefe (Bd. IX, S. 24) folgend, den Nebentitel: „Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums" ertheilt.

Die außerordentlich zahlreichen Ergänzungen aus der „Allgemeinen Zeitung" nöthigten mich, auf meine ursprüngliche Absicht, diese streng zusammengehörigen Berichte in einem Bande zu geben, schließlich zu verzichten. Dem ersten, fünften, zehnten, vierundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Briefe des vorliegenden Bandes scheint von der Redaktion jener Zeitung die Aufnahme verweigert worden zu sein; wenigstens ist mir die Auffindung dieser Berichte nicht gelungen.

Die eingeklammerten Ergänzungen aus der „Allgemeinen Zeitung" (einige derselben stehen noch in dem mir vorliegenden Originalmanuskript der „Vermischten Schriften") finden sich im neunten Bande auf den Seiten: 53, 59—60, 63, 66, 72—73, 75, 78, 115—119, 121, 128, 152—154, 156, 160—162, 166, 175—179, 202—205, 208, 214, 216, 221, 223, 225, 239, 246—248, 259, 264 und 278—280.

Aus der französischen Ausgabe ergänzte ich, außer der Vorrede, folgende Stellen:

S. 27 Ihre Agenten schlichen sich ein — S. 28 Erfindungen von englischer Fabrik.

S. 28 Meine Animosität — S. 29 keine Vorstellung zu machen wüsste.

S. 33 ich der Stifter einer neuen Religion — mehr als genug gewesen!

S. 52 als er ein kleiner Jakobiner war.

S. 62 Er gleicht dann — er läßt mich nicht los."

S. 106 Sie sind eben so schwach wie verachtet.

S. 113, Z. 5 seit mehr als achtundzwanzig Jahren,

S. 180 des Chefs aller Trommeln — die Kriegsreveille schlug.

S. 185 Solche Erklärungen sind immer — S. 186 Man nennt Das die orientalische Frage.

S. 193 Obgleich Louis Blanc — S. 194 Fünfsousstücke gleicht."

Französische Zustände.

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Vorrede

zur französischen Ausgabe.

Dies Buch enthält eine Reihe von Briefen, die ich während der Jahre 1840—43 für die Augsburger Zeitung schrieb. Aus wichtigen Ursachen ließ ich dieselben vor einigen Monaten bei den Herren Hoffmann und Campe in Hamburg als ein besonderes Buch unter dem Titel „Lutetia“ erscheinen, und nicht minder erhebliche Motive bestimmen mich heut, diese Sammlung gleichfalls in französischer Sprache zu publicieren. Jene Ursachen und diese Motive sind folgende.

Da die betreffenden Briefe in der Augsburger Zeitung anonym erschienen waren und beträchtliche Auslassungen und Änderungen erfahren hatten, so musste ich befürchten, dass man sie nach meinem Tode in dieser mangelhaften Gestalt herausgäbe,

vielleicht gar vermengt mit Korrespondenzen, die meiner Feder gänzlich fremd sind. Um solch ein posthumes Missgeschick zu vermeiden, habe ich es vorgezogen, selbst eine authentische Ausgabe jener Briefe zu besorgen. Indem ich aber so noch bei Lebzeiten wenigstens die gute Reputation meines Stiles gerettet, hatte ich leider der Böswilligkeit eine Waffe geliefert, um den guten Ruf meines Gedankens anzutasten; die linguistischen Lakunen in der Kenntnis der deutschen Sprache, denen man zuweilen selbst bei den unterrichtetsten Franzosen begegnet, haben es einigen meiner Landsleute des einen wie des andern Geschlechts möglich gemacht, vielen Leuten einzureden, dass ich in meinem Buche „Lutetia“ ganz Paris verleumde und durch boshafte Spöttereien die geachtetsten Personen und Dinge in Frankreich herabwürdige. Es war daher für mich ein moralisches Bedürfnis, baldmöglichst eine französische Ausgabe meines Werkes erscheinen zu lassen und so meine allerschönste und vortrefflichste Freundin Lutetia in Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, wie ich sie in dem Buche behandelt habe, das ihren Namen führt. Sollte ich selbst hin und wieder durch einen zu derben Ausdruck oder durch eine verfehlte Bemerkung unwissentlich ihr Missfallen erregt haben, so darf sie mich nicht eines

Mangels an Sympathie, sondern nur eines Mangels an Bildung und Takt anklagen. Schönste Lutetia, vergiss nicht meine Nationalität; bin ich auch einer der Geleckteſten unter meinen Landsleuten, so weiß ich doch nicht ganz meine Natur zu verleugnen; die Liebkosungen meiner deutschen Bärenpfoten mögen dich also manchmal verletzt haben, und ich warf dir vielleicht mehr als einen Pflasterstein an den Kopf, einzig in der Absicht, dich gegen Fliegen zu beschützen! Außerdem wolle man bedenken, dass ich in diesem Augenblick, wo ich ungewöhnlich krank bin, weder viel Sorgfalt noch viel geistige Heiterkeit auf die künstlerische Ausarbeitung meiner Sätze verwenden kann; in Wahrheit, die deutsche Ausgabe meines Buches ist weit minder nachlässig und unbehilflich als die französische Version. In jener hat der Stil überall die Schroffheiten des Inhalts gemildert. Es ist peinlich, höchst peinlich, sich gezwungen zu sehn, einer eleganten Göttin an den Ufern der Seine in einer so wenig angemessenen Tracht seine Huldigungen darzubringen, während man daheim, in seiner deutschen Kommode, die schönsten Kleider und mehr als eine prachtvoll gestickte Weste hat.

Nein, liebe Lutetia, ich habe dich niemals beleidigen wollen, und wenn böse Zungen ihr Mög-

lichstes thun, dich des Gegentheils zu versichern, so schenke solchen Verleumdungen keinen Glauben. Zweifle nie, meine Schönste, an der Aufrichtigkeit meiner Zärtlichkeit, die durchaus uneigennützig ist. Du bist sicherlich noch jung genug, als dass du zu fürchten hättest, aus anderen Beweggründen, als deiner schönen Augen willen, geliebt zu werden.

Ich habe so eben bemerkt, dass die Briefe, welche mein Buch „Lutetia" bilden, anonym in der Augsburger Zeitung erschienen sind. Sie trugen allerdings eine Chiffer; aber diese verbürgt keineswegs in entscheidender Art, dass ich der Verfasser war. Ich habe diesen Umstand ausführlich in einer Notiz besprochen, die ich der deutschen Ausgabe meines Buches beigefügt, und ich theile hier die Hauptstelle daraus mit:

„Die Redaktion der Augsburger Zeitung pflegte meine Artikel, wie diejenigen der andern anonymen Mitarbeiter, durch eine Chiffer zu bezeichnen, um administrativen Bedürfnissen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfassers sub rosa zuzuflüstern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redak-

tion gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Leserwelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muſs ihr wohl die Erlaubnis anheim gestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausscheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einfluſsloses Publikum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern groſsen Politikern und groſsen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsere Gluth mäſsigen und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen

hunderttausend Lesern in allen Landen belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosesten Verstümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu schreiben. Da ich von dem Treusinn und der Redlichkeit jenes innigstgeliebten Jugendfreundes und Waffenbruders seit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, so konnte ich mir auch wohl manche erschreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen lassen; — sah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu sagen schien: Liege ich denn etwa auf Rosen?“

Indem ich jene Korrespondenzen, die ich vor so langer Zeit ohne irgend eine Unterschrift erscheinen ließ, jetzt unter meinem Namen veröffentliche, habe ich wohl das Recht, bei dieser Gelegenheit das beneficium inventarii zu reklamieren, wie man es bei einer zweifelhaften Erbschaft zu thun pflegt. Ich erwarte von der Billigkeit des Lesers, daß er die Schwierigkeiten sowohl des Orts wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfasser zu kämpfen hatte,

als er diese Briefe zum ersten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich gesagt, aber keineswegs für die Art und Weise, wie sie gesagt worden. Wer sich nur an die Worte hält, wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfasst, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, bestanden in der Censur, und zwar in einer doppelten Censur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genanter als die officielle Censur der bairischen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Kahn meines Gedankens Wimpel aufzuziehn, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politischen oder socialen Ansichten entsprachen. Aber der journalistische Schleichhändler kümmerte sich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Mast seines Fahrzeugs hing, und mit dem die Winde ihr Flatterspiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen

der öffentlichen Meinung zu führen wünschte. Ich kann mich rühmen, dass mir solches Unternehmen recht häufig gelang, und man sollte nicht mit mir schmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wusste ich z. B. sehr wohl, dass sie sich von jeher die Aufgabe gestellt, alle Thatsachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kenntnis der Welt zu bringen, sondern auch sie in ihren Blättern, wie in kosmopolitischen Archiven, vollständig einzuregistrieren. Ich musste daher beständig darauf sinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatsache zu kleiden, das Ereignis sowohl wie mein Urtheil über dasselbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieser Absicht stand ich nicht an, häufig meine eigenen Ansichten andern Personen in den Mund zu legen, oder ich parabolisierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Histörchen und Arabesken, deren symbolische Bedeutung nicht für Jedermann verständlich ist, und die den Augen des oberflächlichen Lesers als ein Gemisch armseliger Klatschgeschichten und Kleinigkeitskrämereien haben erscheinen können. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatsache herauszukehren, war es mir eben so

wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir gestattete, auch die häßlichsten Dinge zu berichten. Der günstigste Ton in dieser Hinsicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desselben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu geben und manche heilsame Zurechtweisung anzubringen. Die Republikaner, welche sich über einen Mangel an gutem Willen meinerseits beschweren, haben nicht bedacht, daß ich während zwanzig Jahren in all' meinen Korrespondenzen sie nöthigen Falls ernstlich genug vertheidigt habe, und daß ich in meinem Buche „Lutetia“ ihre moralische Überlegenheit hinlänglich merken ließ, indem ich beständig den unedlen und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie bloßstellte. Sie sind etwas schwer von Begriff, diese wackern Republikaner, von denen ich sonst früher eine bessere Meinung hatte. Was ihre Intelligenz betrifft, so glaubte ich, ihre geistige Beschränktheit sei nur Verstellung, die Republik spiele die Rolle eines Junius Brutus, um durch diese erheuchelte Einfalt das Königthum sorgloser, unvorsichtiger zu machen und es so eines Tags in eine Falle zu locken. Aber nach der Februar-Revolution erkannte ich meinen Irrthum, ich sah, daß die Republikaner

wirklich ganz ehrliche Leute, die sich nicht zu verstellen gewusst, und dass sie in der That waren, was sie schienen.

Wenn die Republikaner schon dem Korrespondenten der Augsburger Zeitung einen sehr misslichen Stoff boten, war Das in noch weit höherem Grade der Fall mit den Socialisten, oder, um das Ungeheuer bei seinem wahren Namen zu nennen, mit den Kommunisten. Und doch gelang es mir, dies Thema in der Augsburger Zeitung zu besprechen. Viele Briefe wurden von der Redaktion jenes Journals unterdrückt, welche sich des alten Sprichworts erinnerte: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“ Aber sie konnte nicht all' meine Mittheilungen abweisen, und, wie gesagt, ich fand Mittel, in ihren weisen Kolumnen einen Gegenstand zu behandeln, dessen furchtbare Bedeutung jener Epoche gänzlich unbekannt war. Ich malte den Teufel an die Wand meiner Zeitung, oder, wie sich eine geistreiche Persönlichkeit ausdrückte, ich schrieb ihm eine gute Reklame. Die Kommunisten, welche isoliert in allen Ländern verbreitet waren und eines klaren Bewusstseins ihrer gemeinsamen Tendenzen entbehrten, erfuhren durch die Augsburger Zeitung, dass sie wirklich existierten, sie lernten auch bei dieser Gelegenheit ihren wahren Namen

kennen, der mehr als einem dieser armen Findelkinder der alten Gesellschaft völlig unbekannt war. Durch die Augsburger Zeitung erhielten die zerstreuten Gemeinden der Kommunisten authentische Berichte über das unaufhörliche Fortschreiten ihrer Sache; sie erfuhren zu ihrem großen Erstaunen, daſs sie nicht im entferntesten eine schwache kleine Gemeinschaft, sondern die stärkste aller Parteien; daſs ihr Tag allerdings noch nicht gekommen, aber daſs ein ruhiges Warten kein Zeitverlust sei für Leute, denen die Zukunft gehört. Dies Geständnis, daſs die Zukunft den Kommunisten gehört — ich machte es in einem Tone der Besorgnis und höchsten Angst, und ach! Das war keineswegs eine Maske! In der That, nur mit Schreck und Schauder denke ich an die Epoche, wo diese finstern Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spannen noch arbeiteten und doch so herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all seiner Pracht, sie werden dann ausge-

rauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Rosen, diese müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Los ereilen; die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein „Buch der Lieder“ wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehn, in die er Kaffe schütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies Alles voraus, und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser selbe Kommunismus, der all' meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht wollen geschweigen lassen, die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind — aber wie Dem auch sei, sie beherrschen mich, und keine exorcierende Gewalt vermag sie zu bezwingen.

Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. „Der Teufel ist ein Logiker!“ sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und

wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, „dass alle Menschen das Recht haben, zu essen,“ so bin ich gezwungen, mich auch all' seinen Konsequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr den Verstand zu verlieren, ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt bemächtigt sich eine hochherzige Verzweiflung meines Herzens, und ich rufe aus: Sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronten! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten verfertigen wird, um Kaffe oder Tabak hineinzuschütten für die armen biederen alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeit versagen müssten — fiat justitia, pereat mundus!

Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner

der Kommunismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja, diese Überbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Kostüm ultradeutschthümlicher Narren modernisiert haben und sich die Ohren ein wenig stutzen ließen — ich habe sie all' meine Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Überzeugung, dass der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird sein Debüt sein. Aus Hass gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Kommunisten fassen. Es sind wenigstens keine Heuchler, die immer die Religion und das Christenthum auf den Lippen führen; die Kommunisten haben freilich keine Religion (kein Mensch ist vollkommen), die Kommunisten sind sogar

Atheisten (was gewiss eine große Sünde ist), aber als Hauptdogma bekennen sie den absolutesten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Bruderschaftsverhältnis zwischen allen Menschen, den freien Bürgern dieser Erde. Dies Fundamentaldogma ist dasselbe, welches einst das Evangelium gepredigt, so dass im Geist und in der Wahrheit die Kommunisten weit christlicher sind als unsere sogenannten deutschen Patrioten, diese bornierten Verfechter einer exklusiven Nationalität.

Ich rede zu viel, jedenfalls mehr als die Klugheit und das Rückenübel mir gestatten, an dem ich in diesem Augenblick leide. Auch habe ich nur wenige Worte hinzuzufügen, um zum Schluss zu kommen. Ich glaube hinlängliche Andeutungen über die ungünstigen Umstände gegeben zu haben, unter denen ich die Briefe aus Lutetia schrieb. Außer den lokalen Schwierigkeiten hatte ich, wie erwähnt, auch mit Zeithindernissen zu kämpfen. Was diese Hindernisse betrifft, welche die Zeit, zu der ich jene Briefe schrieb, mir verursachte, so wird ein intelligenter Leser sich leicht davon einen Begriff machen können; er braucht nur das Datum meiner Korrespondenzen anzusehn und sich zu erinnern, dass zu jener Epoche eben die nationale oder sogenannte

patriotische Partei in Deutschland die vorherrschende war. Die Julirevolution hatte sie ein wenig in den Hintergrund der politischen Bühne gedrängt, aber die kriegerischen Fanfaren der französischen Presse im Jahr 1840 boten diesen Gallophoben die beste Gelegenheit, aufs Neue vorzutreten; sie sangen damals das Lied vom freien Rhein. Zur Zeit der Februarrevolution verhallte dies Gekläff unter vernünftigeren Rufen, aber diese mussten bald nachher wieder verstummen, als die große europäische Reaktion eintrat. Heut zu Tag herrschen die Nationalitätsmänner und der ganze böse Schweif von 1815 noch einmal in Deutschland, und sie heulen mit Erlaubnis des Herrn Bürgermeisters und der anderen hohen Landesbehörden. Heult nur zu! der Tag wird kommen, wo der verhängnisvolle Fußtritt euch zermalmen wird. In dieser Überzeugung kann ich ohne Unruhe diese Welt verlassen.

Und jetzt, lieber Leser, habe ich dich so viel wie möglich in Stand gesetzt, die Einheit des Gedankens und den wahren Geist dieses Buches zu beurtheilen, das ich vertrauensvoll allen ehrlichen Menschen darbiete.

Paris, den 30. März 1855.

Heinrich Heine.

Zueignungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürsten Pückler-Muskau.

Die Reisenden, welche irgend einen durch Kunst oder historische Erinnerung denkwürdigen Ort besuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre respektiven Namen zu inskribieren, mehr oder minder leserlich, jenachdem das Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote stand. Sentimentale Seelen sudeln hinzu auch einige pathetische Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle. In diesem Wust von Inschriften wird unsre Aufmerksamkeit plötzlich in Anspruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben sind; Jahrzahl und Monatstag steht darunter, und um Namen und Datum schlängelt sich ein ovaler Kreis, der einen Kranz

von Eichen- oder Lorberblättern vorstellen soll. Sind den spätern Besuchern des Ortes die Personen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, so rufen sie ein heiteres: Sieh da! und sie machen dabei die tiefsinnige Bemerkung, daſs jene Beiden also einander nicht fremd gewesen, daſs sie wenigstens einmal auf derselben Stelle einander nahe gestanden, daſs sie sich im Raum wie in der Zeit zusammengefunden, sie, die so gut zusammenpaſsten. — Und nun werden über Beide Glossen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse, durch die Widmung dieses Buches gleichsam auf die Façade desselben unsre beiden Namen inskribiere, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und wenn meinem Sinne irgend ein bestimmter Beweggrund vorschwebt, so ist es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reisenden. — Ja, Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball, das war unsre irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben

darüber glossieren, in wie weit der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ und der Berichterstatter der Lutetia zusammen passten.

Der Meister, dem ich dieses Buch zueigne, versteht das Handwerk, und kennt die ungünstigen Umstände, unter welchen der Autor schrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geisteskinder das Licht erblickten, das Augsburgische Prokrustesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht selten sogar den Kopf abschnitt. Um unbildlich zu sprechen, das vorliegende Buch besteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgischen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt bei dem neuen Abdruck die unterdrückten oder veränderten Stellen restaurierte. Leider erlaubt mir nicht der Zustand meiner Augen, mich mit vielen solcher Restaurationen zu befassen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwust nicht mehr herausfinden. Hier nun, so wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeschickt hatte, ersetzte ich die Lakunen und verbesserte ich die Alterationen so viel als möglich aus dem Gedächtnisse, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, suchte ich wenig-

stens die artistische Ehre, die schöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieses Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Rothstift allzusehr gerast zu haben schien, traf nur Unwesentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menschen, die oft irrig sein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mussten, damit die ursprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Censur passiert hatten, ohne die geringste Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künstlerische Zusammenstellung aller dieser Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben so wichtig wie interessant war.

Ich spreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipp's die „parlamentarische“ nannte, ein Name, der sehr bezeichnend war und dessen Bedeutsamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im ersten Theil dieses Buches zu lesen, schrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es ist sehr charakteristisch, daß seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein konstitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom ersten März erhielt gleich in der Taufe diesen

Namen.“ — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals schon die bedeutendsten Prärogative der Krone an sich gerissen, und die ganze Staatsmacht fiel allmählich in seine Hände. Seinerseits war der König, es ist nicht zu leugnen, ebenfalls von usurpatorischen Begierden gestachelt, er wollte selbst regieren, unabhängig von Kammer- und Ministerlaune, und in diesem Streben nach unbeschränkter Souveränetät suchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, dass er nie die Legalität verletzt, und vor den Assisen der Geschichte wird man ihn gewiss von jedem Vorwurf, eine ungesetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freisprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlauheit schuldig erklären können. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiss ein weit herberes Verdikt, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, dass sie provociert worden sei durch die absoluten Gewaltsgelüste des Königs; sie kann sagen, sie habe denselben befehdet, um ihn zu entwaffnen und selber die Diktatur zu übernehmen, die in seinen Händen staats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwischen dem König und der Kammer bildet den

Inhalt der parlamentarischen Periode, und beide Parteien hatten sich zu Ende derselben so sehr abgemüdet und geschwächt, dass sie kraftlos zu Boden sanken, als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erschien. Am 24. Februar 1848 fielen sie fast gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilerien und einige Stunden später das Parlament in dem nachbarlichen Palais-Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengesindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und sie können sich kaum rühmen, ihrer Feinde ansichtig geworden zu sein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, sondern sie haben nur seinem Scheinleben ein Ende gemacht — König und Kammer starben, weil sie längst todt waren. Diese beiden Kämpen der parlamentarischen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einst zu Münster in dem großen Saale des Rathhauses sah, wo der westphälische Frieden geschlossen worden. Dort stehen nämlich längs den Wänden, wie Chorstühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoristische Skulpturen zu schauen sind. Auf einem dieser Holzstühle sind zwei Figuren dargestellt, welche in einem Zweikampf begriffen; sie sind ritterlich geharnischt und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf ein-

ander einzuhauen — doch sonderbar! Jedem von ihnen fehlt die Hauptsache, nämlich der Kopf, und es scheint, dass sie sich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeschlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderseitige Kopflosigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentarischen Periode waren das Ministerium vom 1. März 1840 und die ersten Jahre des Ministeriums vom 29. November 1840. Ersteres mag für den Deutschen noch ein besonderes Interesse bewahren, weil damals Thiers unser Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politische Leben Deutschlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieses Verdienst wird ihm die deutsche Geschichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientalischen Frage kommt unter jenem Ministerium bereits zum Vorschein, und wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener brittischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verhetzte. Ihre Agenten schlichen sich ein in die deutsche Presse, um die politische Unerfahrenheit meiner Landsleute auszubeuten, die sich alles Ernstes einbildeten, die Franzosen trachteten nicht allein nach den Kronen der deutschen Duodezfürsten, sondern auch nach den Erdäpfeln ihrer Unterthanen,

und es gelüste sie nach dem Besitz der Rheinprovinzen, um unsern lieben guten Rheinwein zu trinken. O, nicht doch! Die Franzosen werden uns gern unsre Erdäpfel lassen, sie, welche die Trüffeln von Perigord besitzen, und sie können wohl unseres Rheinweins entbehren, da sie den Champagner haben. Frankreich braucht uns um Nichts zu beneiden, und die kriegerischen Gelüste, von denen wir uns bedroht glaubten, waren Erfindungen von englischer Fabrik. Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Alliierter ist, war die Überzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotische Bedürfnis, meine verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Ministerium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzu leidenschaftliches Kolorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchst gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath. Meine Animosität gegen das „perfide Albion," wie man sich ehemals ausdrückte, existiert nicht mehr heut, wo sich so Vieles verändert hat. Ich bin Nichts weniger als ein Feind jenes großen englischen Volkes, das seitdem meine herzlichsten Sympathien, wenn auch

nicht mein Vertrauen, zu gewinnen gewusst. Aber so sehr die Engländer als Individuen zuverlässige Freunde sind, so sehr muss man ihnen als Nation, oder, besser gesagt, als Regierung misstrauen. Ich will hier gerne eine „Apologie“ im englischen Sinne des Worts vorbringen und, so zu sagen, Abbitte thun für alle herben Ausfälle, mit denen ich das englische Volk regaliert habe, als ich diese Berichte schrieb; aber ich wage sie heute nicht zu unterdrücken, denn die leidenschaftlichen Stellen, welche ich in ihrem ursprünglichen Ungestüm wieder zum Abdruck bringe, dienen dazu, vor den Augen des Lesers die Leidenschaften heraufzubeschwören, von denen er sich nach den großen Umwälzungen, die selbst bis auf unsre Erinnerung erstickt und erloschen sind, keine Vorstellung zu machen wüsste.

Bis zur Katastrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariser Berichte, aber man sieht schon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und sie wird beständig vorausgesagt mit jenem prophetischen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Troja's Brand nicht den Schluss bildet, aber in jedem Verse geheimnisvoll knistert. Ich habe nicht das Gewitter, sondern die Wetterwolken beschrieben, die es in ihrem Schoße trugen und schauerlich düster heranzogen. Ich berichtete oft und

bestimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Gesellschaft lauerten und aus ihrer Dunkelheit heraufbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Diese Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da sahen sie wirklich aus wie wahnsinnige Flöhe — aber ich zeigte sie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen sie vielmehr den furchtbarsten Krokodilen, welche jemals aus dem Schlamm gestiegen. —

Um die betrübsamen Berichterstattungen zu erheitern, verwob ich sie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, aus den Tanzsälen der guten und der schlechten Societät, und wenn ich unter solchen Arabesken manche allzu närrische Virtuosenfratze gezeichnet, so geschah es nicht, um irgend einem längst verschollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, sondern um das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben so gut wie das stolzeste Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selbst abkonterfeite, und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk

geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst dokumentiert. Mein Buch ist daher zugleich ein Produkt der Natur und der Kunst, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfnissen der Leserwelt genügt, kann es auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen, die, wie gesagt, die Bürgschaft ihrer Tageswahrheit in sich trägt. Man hat in solcher Beziehung bereits meinen „Französischen Zuständen,“ welche denselben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt, und die französische Übersetzung wurde von historienschreibenden Franzosen vielfach benutzt*). Ich erwähne dieses Alles, damit ich für mein Werk ein solides Verdienst vindiciere, und der Leser um so nachsichtiger sein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Esprit bemerkt, den unsre kerndeutschen, ich möchte sagen eicheldeutschen Landsleute auch dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ vorgeworfen haben. Indem ich Demselben mein Buch zueigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen Esprit heute von mir sagen, daſs ich Eulen nach Athen bringe**).

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Aber wo befindet sich in diesem Augenblick der vielverehrte und vieltheure Verstorbene? Wohin adressiere ich mein Buch? Wo ist er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppiert er, wo trottiert er? Er, der romantische Anacharsis, der fashionabelste aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menschen sucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomich, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläst? Oder trabt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kamels durch die arabische Sandwüste, wo der langbeinige Hut-Hut, den die deutschen Dragomanen den Legationssekretär von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um seiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gastes zu verkünden? — denn die alte fabelhafte Person erwartet den weltberühmten Touristen auf einer schönen Oase in Äthiopien, wo sie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätschernden Springbrunnen frühstücken und kokettieren will, wie einst auch die verstorbene Lady Esther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthselsprüche wusste — Apropos, aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieser berühmten Sultanin der Wüste herausgegeben, habe

ich nicht ohne Verwunderung gelesen, dass die hohe Dame, als Eure Durchlaucht sie auf dem Libanon besuchten, auch von mir sprach, und der Meinung gewesen, ich sei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! ich der Stifter einer neuen Religion! ich, dem die vorhandenen Religionen immer genug, mehr als genug gewesen! Da sehe ich, wie schlecht man in Asien über mich unterrichtet ist! —

Ja, wo ist jetzt der wandersüchtige Überall-und-Nirgends? Korrespondenten einer mongolischen Zeitung behaupten, er sei auf dem Wege nach China, um die Chinesen zu sehen, ehe es zu spät ist und dieses Volk von Porzellan in den plumpen Händen der rothhaarigen Barbaren ganz zerbricht*) — ach!

*) Der Schluss dieses Zueignungsbriefes lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt: „Ja, das himmlische Reich zerfällt in Trümmer, und seine silbernen Glöcklein, die so lustig klingelten, ertönen heut wie ein Todtengeläute. Bald wird es keine Chinesen und chinesischen Kunstspielereien mehr geben als auf unsern Theetassen, Ofenschirmen, Fächern und Nippsgestellen; die langzöpfigen Mandarinen, die unsre Kamingesimse zierten und so vergnüglich ihren dicken Bauch wiegten, wobei sie manchmal ein spitzigrothes Zünglein aus dem lachenden Munde hervorbleckten, diese armen Porzellanfiguren scheinen das Unglück ihres Vaterlandes zu kennen, sie sehen trübsinnig aus, als wollte ihr Herz vor Kummer zerbrechen. Diese Todesangst des Porzellans ist

seinem armen wackelköpfigen Porzellan-Kaiser ist schon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Cal-

---

etwas Erschreckliches. Aber es sind nicht die Wackelfiguren von China allein, welche aussterben. Die ganze alte Welt liegt im Verenden, und hat Eile, sich begraben zu lassen. Die Könige scheiden, die Götter scheiden, und, ach! auch die wackelnden Porzellanmännchen scheiden dahin!

„Indem ich ernstlich über die Mittel und Wege nachsinne, mein Fürst, dies Buch in Ihre Hände zu befördern, kommt mir der Gedanke, es poste restante nach Tombuktu zu adressieren. Man hat mir gesagt, daß Sie sich oft nach dieser Stadt begeben, die eine Art schwarzes Berlin sein muß; da sie noch nicht ganz entdeckt ist, begreife ich sehr wohl, daß sie Ihnen alle Annehmlichkeiten eines vollständigen Inkognitos gewährt, und daß Sie sich dort nach Belieben die Langeweile vertreiben können, wenn Sie jenes weißen Tombuktu's müde sind, das sich Berlin nennt.

„Aber, mögen Sie im Morgenland oder im Abendland, an den Ufern des Senegal's oder der Spree, in Peking oder in der Lausitz sein, gleichviel! wo Sie auch trotten oder galoppieren, überall werden meine Gedanken hinter Ihnen her trotten und galoppieren und Ihnen Dinge ins Ohr flüstern, über die Sie lachen müssen. Sie werden Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe und bewundere, und wie viele herzliche Wünsche ich für Sie hege, an welchem Ort Sie auch weilen! Und damit, mein Fürst, bete ich zu Gott, daß er Sie in seine heilige und erhabene Hut nehme.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

cutta Advertiser scheint der oben erwähnten mongolischen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu schenken, und behauptet vielmehr, dass Engländer, welche jüngst den Himalaja bestiegen, den Fürsten Pinkler Miuskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen sahen. Jenes Journal bemerkt, dass der erlauchte Reisende sich wahrscheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort haust, seinen Besuch abzustatten und mit ihm über antediluvianische Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Dekan der Diplomaten, der Ex-Vesier so vieler präadamitischen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hosen getragen, residiert er nicht während den Sommermonaten auf seinem Schloss Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein, der dort wächst, immer für den besten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Respekt hat sich noch vermehrt, seitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und dass er einst Eurer Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lektüre derselben zuweilen Thränen vergossen habe. Ich wollte, er läse auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnassgenossen, der heutigen Gesinnungspoeten; er wird freilich bei dieser Lektüre nicht weinen, aber desto herzlicher lachen. —

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hosen von Nanking oder von Manchester? In Vorderasien oder in Hinterpommern? Muss ich mein Buch nach Kyritz adressieren oder nach Tombuktu, poste restante? — Gleichviel, wo er auch sei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigsten und wehmüthig tollsten Grüße seines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. August 1854.

Die parlamentarische Periode

des Bürgerkönigthums.

(1840—43.)

I.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Person des Königs steht und mit eigenen Augen das Treiben desselben beobachtet, desto leichter wird man getäuscht über die Motive seiner Handlungen, über seine geheimen Absichten, über sein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politischen Jesuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu diesen Errungenschaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verstellungskunst, die Tradition seiner Vorfahren, der französischen Könige, jener ältesten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürsten durch das heilige Öl von Rheims geschmeidigt worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder prie-

sterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten simulatio und dissimulatio gesellt sich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, so dass es fast unmöglich ist, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleisch, die geheimen Gedanken zu erspähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, so sind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende ist eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Personen nie der bestimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (la force des choses), der Nothwendigkeit. Alle subjektive Anregung weist er fast grausam zurück, er ist hart gegen sich selbst, und ist er auch kein Selbstherrscher, so ist er doch ein Beherrscher seiner selbst; er ist ein sehr objektiver König. Es hat daher wenig politische Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger, als den Thiers; er wird sich des Einen oder des Andern bedienen, je nachdem er den Einen oder Andern nöthig hat, nicht früher, nicht später. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewissheit sagen, wer von diesen zwei Männern dem König am angenehmsten oder am unangenehmsten sei. Ich glaube, ihm missfallen sie alle Beide, und zwar aus Metierneid, weil er eben-

falls Minister ist, in ihnen seine beständigen Nebenbuhler sieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politische Kapacität zutrauen, als ihm selber. Man sagt, Guizot sage ihm mehr zu als Thiers, weil Jener eine gewisse Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmuth, der doktrinäre Belehrungston, das eckig-calvinistische Wesen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers stößt er auf die entgegengesetzten Eigenschaften, auf einen ungezügelten Leichtsinn, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit seinem eigenen versteckten, krummlinichten, eingeschachtelten Charakter fast beleidigend kontrastiert und ihm also ebenfalls wenig behagen kann. Hiezu kommt, daſs der König gern spricht, ja sogar sich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was sehr merkwürdig, da verstellungssüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg sind. Gar bedeutend muſs ihm deſshalb ein Guizot miſsfallen, der nie diskuriert, sondern immer dociert und endlich, wenn er seine Thesis bewiesen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem Könige Beifall nickt, als habe er einen Schulknaben vor sich, der seine Lektion gut hersagt. Bei Thiers geht's dem Könige noch schlimmer, Der läſst ihn gar nicht zu Worten kommen,

verloren in die Strömung seiner eigenen Rede. Das rieselt unaufhörlich, wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber immer kostbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er sich rasiert, ist man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur so lange ihm das Messer an der Kehle ist, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs der König sich endlich entschließt, den Begehrnissen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen und ihm als Präsidenten des Konseils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das ist leicht vorauszusehen. Man dürfte aber mit großer Gewiſsheit prophezeien, daſs das neue Ministerium nicht von langer Dauer sein wird, und daſs Herr Thiers selber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an seine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei seiner Behendigkeit und Geschmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrschaft zu erklettern, hinauf zu rutschen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz sicher auf

dem Gipfel seiner Macht glauben, glitscht er unversehens wieder herab, so geschickt, so artig, so lächelnd, so genial, dass wir diesem neuen Kunststück schier applaudieren möchten. Herr Guizot ist nicht so geschickt im Erklimmen des glatten Mastes. Mit schwerfälliger Mühe zottelt er sich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er sich fest mit der gewaltigen Tatze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als sein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten sagen, dass er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein starkes Schütteln nöthig sein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In diesem Augenblick sind vielleicht schon die Depeschen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Kabinetten auseinandersetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Minister nehmen muss, anstatt des Guizot, der ihm viel angenehmer gewesen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letztern ist eine thörichte Idiosynkrasie. Er meint, dass von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlands abhänge, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor

dessen Augenzwinkern alle Trajane, Titusse, Marc-Aurele und Antonine dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müssten, er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „Schonet meiner! verzeiht mir, dass ich, so zu sagen, den französischen Thron bestiegen, dass das tapferste und intelligenteste Volk, ich will sagen: 36 Millionen Unruhestifter und Gottesleugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, dass ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabieren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thürstehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte euch, verzeiht mir aus christlicher Barmherzigkeit — und schenket mir den Frieden!“ Nein, so hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er ist stolz und edel und klug, aber Das war doch immer der kurze Sinn seiner langen

Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpfötchen“ (pattes de mouche) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine“ benamsen; sie ähneln nämlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst magern Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber Niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Zunge seiner Familie und Freunde; Das ist ein Mißgeschick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einsieht und traurige Konflikte, ja eine entsetzliche Kata-

strophe zu ahnen scheint. Er soll einst zu einem Vertrauten gesagt haben, er sehne sich nach einem Kriege, weil er lieber in den Wogen des Rheins als in einer schmutzigen Gosse von Paris sein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholische Augenblicke und erzählt dann, wie seine Muhme, Madame d'Angoulême, die unguillotinierte Tochter Ludwig des XVI., mit ihrer heiseren Rabenstimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als sie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar ist es, dass der Prinz einige Stunden später in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füsilliert zu werden und nur wie durch ein Wunder solchem Schicksal entging. Der Erbprinz ist allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und sein Verlust wäre der jetzigen Dynastie mehr als verderblich. Seine Popularität ist vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er ist auch eine der edelsten und kostbarsten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, diesem „schönen Menschengarten," entsprossen sind.

II.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers steht heute im vollen Lichte seines Tages. Ich sage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Dass Thiers jetzt Minister ist, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminister, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Personen, mehr aus Schelmerei denn aus Überzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe sie die Ordonanzen unterzeichnet sähen, schwarz auf weiß im „Moniteur." Sie sagen, bei der zögernden Weise des Fabius Cunctator des Königthums sei Alles möglich; vorigen Mai habe sich der Handel zerschlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, ist Thiers Minister — „Schwören will ich darauf, aber nicht wetten," sagte einst Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit*). Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit seine Popu-

*) Der Schluss dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

larität wieder demoliert sein wird. Die Republikaner sehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und sie werden ihn gewiss nicht schonen. Großmuth ist nicht ihre Art, und die republikanische Tugend verschmäht nicht die Alliance mit der Lüge. Morgen schon werden die alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Kollegen werden ebenfalls stark herhalten. „Ein Karnevalsministerium!“ rief man schon gestern Abend, als der Name des Ministers des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewisse Wahrheit. Ohne die Besorgnis vor den drei Karnevalstagen hätte man sich mit der Bildung des Ministeriums vielleicht nicht so sehr geeilt. Aber heute ist schon Faschingsonntag, in diesem Augenblick wälzt sich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen sind die gefährlichsten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überlässt sich dann einer wahnsinnigen, fast verzweiflungsvollen Lust, alle Tollheit ist grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrausch trinkt dann leicht Brüderschaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Mummerei gegen Mummerei, und das neue Ministerium ist vielleicht eine Maske des Königs für den Karneval.

III.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenschaften sich etwas abgekühlt und denkende Besonnenheit sich allmählich geltend macht, gesteht Jeder, daſs die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichste bedroht war, wenn es den sogenannten Konservativen gelang, das jetzige Ministerium zu stürzen. Die Glieder desselben sind gewiſs in diesem Augenblick die geeignetsten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der Eine im Innern des Wagens, der Andere auf dem Bocke, sie müssen jetzt einig bleiben, denn trotz der verschiedenen Situation sind sie denselben Gefahren des Umsturzes ausgesetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Persönlich hatten sich Beide schon vor geraumer Zeit ausgesöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politische. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei

dem besten Willen des Königs für die Erhaltung des Ministeriums, kann doch in seinem Geiste jene politische Differenz nie ganz schwinden; denn der König ist ja der Repräsentant der Krone, deren Interessen und Rechte in beständigem Konflikt mit den usurpierten Gelüsten der Kammer. In der That, wir müssen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Usurpationslust bezeichnen; sie war auch immer der angreifende Theil, sie suchte bei jeder Veranlassung die Rechte der Krone zu schmälern, die Interessen derselben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, seine Minister zu wählen, und jetzt ist dieses Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironische, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit ist es die Kammer, welche die Minister wählt und verabschiedet. Auch ist es sehr charakteristisch, daſs seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein konstitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom 1. März erhielt gleich in der Taufe diesen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunsten der Kammer öffentlich proklamiert und sanktioniert.

Thiers ist der Repräsentant der Kammer, er ist ihr gewählter Minister, und in dieser Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchste Misshuld trifft also, wie gesagt, nicht die Person des Ministers, sondern das Princip, das sich durch seine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, dass die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es ist im Grunde dasselbe Elektionsprincip, als dessen letzte Konsequenz die Republik sich darbietet. Wohin sie führen, diese gewonnenen Kammerschlachten, merken die dynastischen Oppositionshelden jetzt eben so gut wie jene Konservativen, die aus persönlicher Leidenschaft bei Gelegenheit der Dotationsfrage sich die lächerlichsten Missgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der schweigende Hohn, womit man sie verwarf, war nicht bloß eine Beleidigung des Königthums, sondern auch eine ungerechte Thorheit; denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, musste man sie wenigstens entschädigen durch äußern Glanz, und ihr moralisches Ansehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inkonsequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickert bei den Kosten für Hermelin und Goldprunk! Ihr schreckt zurück vor

der Republik, und insultiert euren König öffentlich, wie ihr gethan bei der Abstimmung der Dotationsfrage! Und sie wollen wahrlich keine Republik, diese edlen Geldritter, diese Barone der Industrie, diese Auserwählten des Eigenthums, diese Enthusiasten des ruhigen Besitzes, welche die Majorität in der französischen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entsetzlicheres Grauen als der König selbst, sie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher sich in seiner Jugend schon daran gewöhnt hat, als er ein kleiner Jakobiner war.

Wird sich das Ministerium Thiers lange halten? Das ist jetzt die Frage. Dieser Mann spielt eine schauerliche Rolle. Er verfügt nicht bloß über alle Streitkräfte des mächtigsten Reiches, sondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnsinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus seiner weisen Jovialität hinaus in die fatalistischen Irrgänge der Leidenschaft, legt ihm Nichts in den Weg, weder goldene Äpfel noch rohe Klötze! ... Die ganze Partei der Krone sollte sich Glück wünschen, daß die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngsten Debatten seine ganze politische Größe offenbart hat. Ja, während die Andern nur Redner sind, oder

Administratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, so ist Thiers alles Dieses zusammen, sogar Letzteres, nur dass sich bei ihm diese Fähigkeiten nicht als schroffe Specialitäten hervorstellen, sondern von seinem staatsmännischen Genie überragt und absorbiert werden. Thiers ist Staatsmann; er ist einer von jenen Geistern, denen das Talent des Regierens angeboren ist. Die Natur schafft Staatsmänner, wie sie Dichter schafft, zwei sehr heterogene Arten von Geschöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menschheit muss begeistert werden und regiert. Die Männer, denen die Poesie oder die Staatskunst angeboren ist, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen diesen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechseln, welche die Minderbegabten anstachelt, die Welt mit ihren elegischen Reimereien*) oder mit ihren prosaischen Deklamationen zu langweilen. [Thiers ist kein Ehrgeiziger, eben so wenig wie Victor Hugo; Monsieur de Lamartine hingegen ist ein Ehrgeiziger, sowohl in politischer wie in poetischer Beziehung.]

*) „oder mit ihren politisch sentimentalen Deklamationen, oder gar mit beiden zugleich zu langweilen," schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich habe angedeutet, dass Thiers eben durch seine letzte Rede seine staatsmännische Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit seinen sonoren Phrasen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieser Orator verhält sich zu jenem Staatsmann, wie Cicero zu Demosthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plädierte, dann sagten die Zuhörer, dass Niemand schöner zu reden verstehe als der Marcus Tullius; sprach aber Demosthenes, so riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobsprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputierten ihren Säckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Kulminierend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaktion“ — ein Wort, das unsere Tagespolitiker sehr wenig begriffen, das aber nach meiner Ansicht die tiefsinnigste Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaktion, eine Vermittlung zwischen Principien und Parteien? Wenn man regieren soll, und sich zwischen zwei Faktionen, die sich befehden, befindet, so muss man eine Transaktion versuchen. Wie könnte die Welt fortschreiten, wie könnte sie nur ruhig stehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten

und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herstellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erscheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens sind Transaktionen nothwendig. Was war es anders, als Transaktion zwischen der römisch-katholischen Überlieferung und der menschlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutschland als Reformation und protestantische Kirche ins Leben trat? Was war es anders, als Transaktion, was Napoleon in Frankreich versuchte, als er die Menschen und die Interessen des alten Regimes mit den neuen Menschen und neuen Interessen der Revolution zu versöhnen suchte? Er gab dieser Transaktion den Namen „Fusion" — ebenfalls ein sehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes System offenbart. — Zwei Jahrtausende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fusionssystem ersonnen, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechselheirathen zwischen Siegern und Besiegten, Sittentausch, Gedankenverschmelzung. — Nein, zu solcher Höhe des Fusionssystems konnte sich Napoleon nicht erheben, nur die Personen und Interessen wusste er zu vermitteln, nicht die Ideen, und Das war sein großer Fehler und auch der Grund seines Sturzes. Wird

Herr Thiers denselben Missgriff begehen? Wir fürchten es fast. Herr Thiers kann sprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geistesblitze hervorsprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend, man möchte sagen: ein gesprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfnisse der Menschheit; er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erscheinungen an den Himmel gekettet sind; er hat keinen Sinn für große sociale Institutionen.

IV.

Paris, den 30. April 1840.

„Erzähle mir, was du heute gesäet hast, und ich will dir voraussagen, was du morgen ernten wirst!“ An dieses Sprichwort des kernichten Sancho dachte ich dieser Tage, als ich im Faubourg Saint Marceau einige Ateliers besuchte und dort entdeckte, welche Lektüre unter den Ouvriers, dem kräftigsten Theile der untern Klasse, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehre neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeschichte des Cabet, Cormenin's giftige Libelle, Baboeuf's Lehre und Verschwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich singen, die in der Hölle gedichtet zu sein schienen, und deren Refrains von

der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man sich in unsrer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muss Dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuren Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten, trotzigen Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Takt schlagen auf dem dröhnenden Ambofs. Solches Accompagnement ist vom größten Effekt, so wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Esse hervorsprühen. Nichts als Leidenschaft und Flamme!

Eine Frucht dieser Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzubrechen. Wir müssen in der That solcher Befürchtung Raum geben; aber wir sind zugleich überzeugt, dass jenes republikanische Regiment nimmermehr von langer Dauer sein kann in der Heimat der Koketterie und der Eitelkeit. Und gesetzt auch, der Nationalcharakter der Franzosen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, so könnte doch die Republik, wie unsere Radikalen sie träumen, sich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer solchen Republik liegt schon der Keim ihres frühen Todes; in ihrer Blüthe muss sie sterben. Gleichviel von

welcher Verfassung ein Staat sei, er erhält sich nicht bloß und allein durch den Gemeinsinn und den Patriotismus der Volksmasse, wie man gewöhnlich glaubt, sondern er erhält sich durch die Geistesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wissen wir, daß in einer Republik der angedeuteten Art ein eifersüchtiger Gleichheitssinn herrscht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstößt, ja unmöglich macht, und daß also in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wursthändler sich an die Spitze des Gemeinwesens stellen werden. Durch dieses Grundübel ihrer Natur müssen jene Republiken nothwendigerweise zu Grunde gehen, sobald sie mit energischen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf gerathen. Daß Dieses aber stattfinden muß, sobald in Frankreich die Republik proklamiert würde, unterliegt keinem Zweifel.

[Das bedeutendste Organ der Republikaner ist die „Revue du progrès.“ Louis Blanc, der Redakteur en chef, ist unstreitig ein ausgezeichneter Kopf, oder vielmehr ein ausgezeichnetes Köpfchen. Von Statur ist er sehr klein, sieht fast aus wie ein Schuljunge, kleine rothe Bäckchen, fast gar kein Bart; aber mit dem Geiste überragt er die meisten

seiner Parteigenossen, und sein Blick dringt tief in die Abgründe, wo die socialen Fragen nisten und lauern. Er ist ein Mann, der eine große Zukunft hat, denn er begreift die Vergangenheit. Er ist, wie gesagt, ein ausgezeichneter Kopf, und ich habe mich nicht sehr verwundert, als ich diese Woche von der Dissidenz erfuhr, die zwischen ihm und seinen republikanischen Mitredaktoren ausgebrochen. Louis Blanc hatte nämlich, bei Gelegenheit des „Vautrin“ von Balzac, unumwunden erklärt, dass die Theatercensur nothwendig sei. Empört durch solchen greuelhaften Ausspruch, solche antijakobinische Ketzerei, haben sich Felix Pyat und Auguste Luchet von der Redaktion der „Revue du progrès“ losgesagt. Beide sind nicht bloß Männer von ehrenvollem Charakter, sondern auch Schriftsteller von großem Talent; vor einigen Jahren schrieben sie gemeinsam ein Drama, welches von der Theatercensur unterdrückt wurde.]

Während die Friedenszeit, deren wir jetzt genießen, sehr günstig ist für die Verbreitung der republikanischen Lehren, löst sie unter den Republikanern selbst alle Bande der Einigkeit; der argwöhnische Geist dieser Leute muss durch die That beschäftigt werden, sonst geräth er in spitzfindige Diskussionen und Zwistreden, die in bittere Feind-

schaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und sehr viel Hass für Diejenigen, die durch Gewalt des fortschreitenden Nachdenkens sich einer entgegengesetzten Ansicht zuneigen. Mit einer Beschuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Bestechlichkeit, sind sie alsdann sehr freigebig. In ihrer Beschränktheit pflegen sie nie zu begreifen, dass ihre früheren Bundesgenossen manchmal durch Meinungsverschiedenheit gezwungen werden, sich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe solcher Entfernung zu ahnen, schreien sie gleich über pekuniäre Motive. Dieses Geschrei ist charakteristisch. Die Republikaner haben sich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichste überworfen; Alles, was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluss des Geldes zugeschrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barrikade, als Schutz und Wehr, ja das Geld ist vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Koburg, und sie schimpfen darauf in altsanskülottischer Weise. Im Grunde leitet sie ein richtiger Instinkt. Von jener neuen Doktrin, die alle socialen Fragen von einem höheren Gesichtspunkt betrachtet und von dem banalen Republikanismus sich eben so glänzend unterscheidet, wie ein kaiserliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unsere Republikaner

Wenig zu fürchten; denn wie sie selber, ist auch die große Menge noch entfernt von jener Doktrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerstand, der bürgerliche Adel, sämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel' Vorkenntnisse gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zusagt, und die sie auch öffentlich bekennen würden, geriethen sie nicht dadurch in einen Konflikt — mit dem Gelde. Jeder Thaler ist ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Dukaten ein Achilles. Ein Republikaner hasst daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieses Feindes habhaft, ach! so ist der Sieg noch schlimmer als eine Niederlage; der Republikaner, der sich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu sein! Er gleicht dann jenem östreichischen Soldaten, welcher ausrief: „Herr Korporal, ich habe einen Gefangnen gemacht!“ aber, als der Korporal ihn seinen Gefangnen herbeiführen hieß, die Antwort gab: „Ich kann nicht, denn er lässt mich nicht los.“

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldinteressen beständig niedergehalten wird, bemerkte ich dieser Tage im Gespräche mit einem sehr aufgeklärten Bankier, der

im größten Eifer zu mir sagte: „Wer bestreitet denn die Vorzüge der republikanischen Verfassung? Ich selber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, stecke ich die Hand in die rechte Hosentasche, worin mein Geld ist, so macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchisch gesinnt; stecke ich hingegen die Hand in die linke Hosentasche, welche leer ist, dann schwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife lustig die Marseillaise und ich stimme für die Republik!“ — [Der aufgeklärte Bankier, der mir Dieses sagte, ist weder der große Baron von Rothschild, noch der kleine Herr Königswarter; kaum bedürfte es noch dieser besondern Bemerkung, da Ersterer, wie Jeder weiß, so viel Geld hat, dass seine beiden Taschen davon voll sind, während der Andere zu wenig Geist hat, als dass er irgend zu erklären wüsste, warum er zwanzigmal des Tags abwechselnd Royalist und Republikaner ist.] *)

Wie die Republikaner, sind auch die Legitimisten beschäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Aussaat zu benutzen, und besonders in den stillen Boden der Provinz streuen sie den Samen, woraus ihr Heil

*) Der obige Absatz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

erblühen soll. Das Meiste erwarten sie von der Propaganda, die durch Erziehungsanstalten und Bearbeitung des Landvolks die Autorität der Kirche wieder herzustellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter sollen auch die Rechte der Väter wieder zu Ansehen kommen. Man sieht daher Frauen von der adligsten Geburt, die gleichsam als Ladies patronesses der Religion ihre devoten Gesinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beispiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Ostern. Besonders nach Saint-Roche und Notre Dame de Lorette drängte sich die geputzte Andacht; hier glänzten die schwärmerisch schönsten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwasser mit weißen Glacéhandschuhen, hier beteten die Grazien. Wird Dies lange währen? Wird diese Religiosität, wenn sie die Vogue der Mode gewinnt, nicht auch dem schnellen Wechsel der Mode unterworfen sein? Ist diese Röthe ein Zeichen der Gesundheit? ... Der liebe Gott hat heute viel' Besuche, sagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zudrang nach den Kirchen bemerkte. „Es sind Abschiedsvisiten“ — erwiderte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimisten gesäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraschen, wenn sie einst als geharnischte Kämpen aus dem Boden hervorstürmen und sich unter einander würgen, oder auch mit einander fraternisieren. Ja, Letzteres ist möglich; giebt es doch hier einen entsetzlichen Priester, der durch seine blutdürstigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdessen sind alle Augen auf das Schauspiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche durch mehr oder minder oberflächliche Akteure tragiert wird. Ich spreche von der Kammer und dem Ministerium. Die Stimmung der ersteren, so wie die Erhaltung des letzteren, ist gewiss von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Katastrophe beschleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten scheint. Einem solchen Ausbruch so lange als möglich vorzubeugen, ist die Aufgabe unserer jetzigen Staatslenker. Dass sie nichts Anders wollen, nichts Anders hoffen, dass sie die endliche „Götterdämmerung“ voraussehen, verräth sich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit fast naiver Ehrlichkeit gestand Thiers in einer seiner letzten Reden, wie wenig er der nächsten Zukunft traue, und wie

man von Tag zu Tag sich hinfristen müsse; er hat ein feines Ohr, und hört schon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Hela verkündigt*). Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen? [Seine Gegner flüstern sich Dergleichen ins Ohr. Hingegen seine Freunde bemerken an ihm eine täglich zunehmende Milde. Der Mann lebt im Gefühl seiner ernsthaften Pflichten, seiner Verantwortlichkeit gegen Mitwelt und Nachwelt, und er wird dem Tumult der Tagesleidenschaften immer die kluge Ruhe des Staatsmanns entgegensetzen.]

---

*) Hier schließt dieser Brief in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

V.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariser. Blätter bringen einen Bericht des k. k. österreichischen Konsuls zu Damaskus an den k. k. österreichischen Generalkonsul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen desselben als poetischen Stoff bearbeiten und uns an jenen schauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unsre Vorfahren sich nicht wenig ängstigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wehrwölfen und Juden die Rede ist, die zu ihrem Satansdienst das Blut frommer Christenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergessen, fängt man an im Morgenlande sich sehr betrübsam des alten Aberglaubens

zu erinnern und gar ernsthafte Gesichter zu schneiden, Gesichter des düstersten Grimms und der verzweifelnden Todesqual! Unterdessen foltert der Henker, und auf der Marterbank gesteht der Jude, dass er bei dem herannahenden Passahfeste etwas Christenblut brauchte zum Eintunken für seine trockenen Osterbröte, und dass er zu diesem Behufe einen alten Kapuziner abgeschlachtet habe! Der Türke ist dumm und schnöde, und stellt gern seine Bastonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Christen gegen die angeklagten Juden; denn beide Sekten sind ihm verhasst, er betrachtet sie beide wie Hunde, er nennt sie auch mit diesem Ehrennamen, und er freut sich gewiss, wenn der christliche Giaur ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anschein von Recht den jüdischen Giaur zu misshandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paschas Vortheil sein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluss der Europäer zu fürchten braucht, wird er auch dem beschnittenen Hunde Gehör schenken, und Dieser wird unsere christlichen Brüder anklagen, Gott weiß wessen! Heute Amboss, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menschheit wird Dergleichen immer ein Herzeleid sein. Erscheinungen dieser Art sind ein Unglück, dessen Folgen unbe-

rechenbar. Der Fanatismus ist ein ansteckendes Übel, das sich unter den verschiedensten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns Alle wüthet. Der französische Konsul in Damaskus, der Graf Ratti-Menton, hat sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erregten. Er ist es, welcher den occidentalischen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damaskus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Christenmordes bezichtigt werden. Diese hassschnaufende Schrift, die der Graf Menton von seinen geistlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, ist ursprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz bestimmt behauptet, dass die Juden zur Feier ihres Passahfestes des Blutes der Christen bedürften. Der edle Graf hütete sich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, dass nämlich die Juden zu demselben Zwecke auch konsekrierte Hostien stehlen und mit Nadeln so lange stechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht bloß durch beeidigte Zeugenaussagen, sondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, dass über dem Judenhause, worin eine jener gestohlenen Hostien gekreuzigt worden, sich ein lichter Schein ver-

breitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhammedaner, hätten Dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton musste im Interesse seiner Sendung zu weniger mirakulösen Historien seine Zuflucht nehmen. Ich sage: im Interesse seiner Sendung, und überlasse diese Worte dem weitesten Nachdenken. Der Herr Graf ist erst seit kurzer Zeit in Damaskus; vor sechs Monaten sah man ihn hier in Paris, der Werkstätte aller progressiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hiesige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der sich jüngst nicht bloß als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen „Moniteur“ soll bereits ein Vicekonsul nach Damaskus abgegangen sein, um das Betragen des dortigen französischen Konsuls zu untersuchen. Ein Vicekonsul! Gewiss eine untergeordnete Person aus einer nachbarlichen Landschaft, ohne Namen und ohne Bürgschaft parteiloser Unabhängigkeit!

VI.*)

Paris, den 14. Mai 1840.

Die officielle Ankündigung in Betreff der sterblichen Reste Napoleon's hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Ministeriums übertraf. Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründlichsten Tiefen, und der große Akt der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muſs, erscheint den Franzosen**) als der Anfang einer Rehabilitation

*) Dieser Brief fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) „als eine lokale Privatsache, als eine Rehabilitation ihrer verletzten Nationaleitelkeit, als ein nachträgliches Pflaster für die Wunde von Waterloo!“ heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wo statt des Satzes: „Napoleon ist ihr Point-d'honneur“ der obenstehende, von uns mit Klammern umschlossene Absatz folgt.
Der Herausgeber.

ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon ist ihr Point-d'honneur.

[Ihr irrt euch. In der Person des auf Sankt Helena Geschiedenen wurde nicht Frankreich misshandelt, sondern die Menschheit, wie auch die Leichenfeier, die jetzt stattfinden wird, keineswegs als eine Niederlage der auswärtigen Mächte zu betrachten ist, sondern als ein Sieg der Menschheit. Dem Lebenden galt der Kampf, nicht dem Todten, und dass man Diesen den Franzosen nicht schon längst ausgeliefert hat, Das ist nicht die Schuld der europäischen Potentaten, sondern einer kleinen Koterie großbritannischer Fuchsjäger und Stallknechte, die unterdessen den Hals gebrochen oder sich die Kehle abgeschnitten haben, wie z. B. der edle Londonderry, oder auch sonst zu Grunde gingen durch die Macht der Zeit und des Portweins. Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutschland dem großen Kaiser den schuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemüthsruhe zu betrachten. Aufrichtig gestanden, die Franzosen gebärden sich bei dieser Gelegenheit wie die Kinder, denen man ihr Spielzeug genommen hat und wieder zurückgiebt; sobald sie es in Händen haben, werden sie es lachend zerschlagen und mit Füßen

treten, und ich sehe schon voraus, wie viel' schlechte Witze gerissen werden, wenn die große Procession anlangt mit den Reliquien von St. Helena. Jetzt schwärmen sie genug, die gutmüthig leichtsinnigen Franzosen. Sie sind mit den Lebenden so unzufrieden, dass sie Gott weiß was von dem Todten erwarten. Ihr irrt euch. Ihr werdet einen sehr stillen Mann an ihm finden.]

Während aber der kluge Präsident des Konseils die Nationaleitelkeit unserer lieben Rechenäer, der Maulaufsperrer an der Seine, mit Erfolg zu kitzeln und auszubeuten weiß, zeigt er sich sehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volks, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen. Ist es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfsinn, was ihn verleitete, für den französischen Konsul, dem in der Tragödie zu Damaskus die schändlichste Rolle zugeschrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers ist ein Mann von großer Einsicht und Humanität, aber er ist auch Staatsmann, er bedarf nicht bloß der revolutionären Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muss transigieren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Klerus als ein gouvernementales Mittel benützen,

nämlich jenen Theil des Klerus, der, von der älteren Bourbonischen Linie Nichts mehr erwartend, sich der jetzigen Regierung angeschlossen hat. Zu diesem Theil des Klerus, welchen man den clergé rallié nennt, gehören sehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens „Univers;“ Letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und Dieser sucht wieder in Jenen seine Stütze. Graf Montalembert, das rührigste Mitglied der frommen Gesellschaft und seit dem ersten März auch Seïde des Herrn Thiers, ist der sichtbare Vermittler zwischen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwischen dem ehemaligen Redakteur des „National“ und den jetzigen Redaktoren des „Univers,“ die in ihren Kolumnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton sei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher französischer Konsul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeschafft ward. Später war er Konsul in Tiflis, wo er ebenfalls das Feld räumen musste, und zwar wegen Dingen, die nicht sonderlich ehrender Art sind; nur so Viel will ich bemerken, dass damals der russische Botschafter zu

Paris, Graf Pahlen, dem hiesigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Molé, die bestimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Ratti-Menton nicht von Tiflis abberufe, werde die kaiserlich russische Regierung Denselben schimpflich zu entfernen wissen. Man hätte das Holz, wodurch man Flammen schüren will, nicht von so faulem Baume nehmen sollen! —

[Zwischen dem „Univers“ und der „Quotidienne,“ welche sich von Ersterem durch einen etwas chevaleresken Ton unterscheidet, hat sich in Betreff der Damascener Vorgänge eine Polemik entsponnen, die sehr wunderlicher, fast ergötzlicher Art ist; die „Quotidienne,“ ein Organ der reinen Legitimisten, der Anhänger der älteren Linie, steht in natürlicher Fehde mit jenem Theil des Klerus, welcher sich der jüngeren Linie der Bourbonen, der herrschenden Dynastie, anschließt.]

VII.

Paris, den 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat durch die überzeugende Klarheit, womit er in der Kammer die trockensten und verworrensten Gegenstände abhandelte, wieder neue Lorbern errungen. Die Bankverhältnisse wurden uns durch seine Rede ganz veranschaulicht, so wie auch die Algier'schen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann versteht Alles; es ist schade, dass er sich nicht auf deutsche Philosophie gelegt hat; er würde auch diese zu verdeutlichen wissen. Aber wer weiß! wenn die Ereignisse ihn antreiben und er sich auch mit Deutschland beschäftigen muss, wird er über Hegel und Schelling eben so belehrend sprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Interessen Europa's als die kommerciellen, financiellen und Kolonial-

gegenstände, die in der Kammer zur Sprache kamen, ist die feierliche Rückkehr der irdischen Reste Napoleon's. Diese Angelegenheit beschäftigt hier noch immer alle Geister, die höchsten wie die niedrigsten. Während unten im Volke Alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben, in den káltern Regionen der Gesellschaft, über die Gefahren, die jetzt von Sankt Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer sehr bedenklichen Todtenfeier bedrohen. Ja, könnte man schon den nächsten Morgen die Asche des Kaisers unter der Kuppel des Invalidenpallastes beisetzen, so dürfte man dem jetzigen Ministerium Kraft genug zutrauen, bei diesem Leichenbegängnisse jeden ungefügen Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten. Aber wird es diese Kraft noch nach sechs Monaten besitzen, zur Zeit, wenn der triumphierende Sarg in die Seine hereinschwimmt? In Frankreich, dem rauschenden Lande der Bewegung, können sich binnen sechs Monaten die sonderbarsten Dinge ereignen; Thiers ist unterdessen vielleicht wieder Privatmann geworden (was wir sehr wünschten), oder er ist unterdessen als Minister sehr depopularisiert (was wir sehr befürchten), oder Frankreich ward unterdessen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Asche Napoleon's einige Funken hervorsprühen, ganz

in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Zunder bedeckt ist!

Schuf Herr Thiers [— meinen Viele, — schuf er] jene Gefahr, um sich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunst zutraut, alle selbstgeschaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder [— meinen wieder Andere —] sucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, dass er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müsste? Herr Thiers weiß sehr gut, dass, wenn er, in die Opposition zurücksinkend, den jetzigen Thron umstürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den besten Dienst den schlechtesten Dank widmen würden; im günstigsten Falle schöben sie ihn sacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklötze, könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Dergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten*), wenn er dessen Wiedereinsetzung förderte.

---

*) Hier findet sich, statt der oben folgenden Zeilen, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nachstehende Stelle: „ein wiedereingesetzter Bonaparte würde in rührender Dankbarkeit verharren; die matte Kreatur würde ihren starken Schöpfer um so preisender verehren je bedürftiger sie seiner Nachstütze beständig bliebe. Dazu kommt, dass es leichter ist, in Frankreich ein Bonapartistenregiment als eine Republik zu stiften;

Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartistenregiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften bar, sind ihrer Natur nach ganz bonapartistisch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbstgenügsamkeit, die innere und die äußere Ruhe; sie lieben den Krieg des Krieges wegen; selbst im Frieden ist ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen sich gern am Trommelschlag und Pulverdampf, an Knalleffekten jeder Art.

Dadurch, daſs Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus schmeichelte, hat er unter den Franzosen die außerordentlichste Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er selber ein kleiner Napoleon ist, wie ihn jüngst ein deutscher Korrespondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner

gegen ersteres würde weder die Bourgeoisie noch die Armee so großen Widerstand leisten wie gegen die Republik. Der Bourgeoisie liegt nur an einem sichern Schutzvogt des Eigenthums. Und gar die Armee — in dem Schrei: Vive l'empereur! liegen so viele funkelnde Epauletten, so viele Herzogsuniformen, so viele Kontributionen, kurz der glänzendste Köder der Raubsucht und Eitelkeit."

Der Herausgeber.

gothischer Dom! Ein gothischer Dom erregt eben dadurch unser Erstaunen, weil er so kolossal, so groß ist. Im verjüngten Maßstabe verlöre er alle Bedeutung. Herr Thiers ist gewiss mehr als so ein winziges Dömchen. Sein Geist überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich Manche darunter sind, die von bedeutender Statur. Keiner kann sich mit ihm messen, und in einem Kampfe mit ihm muss die Schlauheit selbst den Kürzern ziehen. Er ist der klügste Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es selbst gesteht. In seiner schnellzüngigen Weise soll er nämlich voriges Jahr während der Ministerkrisis zum König gesagt haben: „Eure Majestät glauben, Sie seien der klügste Mann in diesem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger ist, und Das bin ich!“ Der schlaue Philipp soll hierauf geantwortet haben: „Sie irren sich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht sagen.“ — Dem sei aber, wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieser Stunde durch die Gemächer der Tuilerien mit dem Selbstbewusstsein seiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleanischen Dynastie.

Wird er lange diese Allmacht behaupten? Ist er nicht jetzt schon heimlich gebrochen in Folge ungeheurer Anstrengungen? Sein Haupt ist vor der

Zeit gebleicht, man findet darauf gewiſs kein einziges schwarzes Haar mehr; und je länger er herrscht, desto mehr schwindet die kecke Gesundheit seines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er sich bewegt, hat jetzt sogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig ist sie noch immer, diese Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzosen sind, in Vergleichung mit Thiers erscheinen sie wie lauter plumpe Deutsche.

VIII.

Paris, den 27. Mai 1840.

Über die Blutfrage von Damaskus haben norddeutsche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datiert, aber wohl aus derselben Feder geflossen sind, und im Interesse einer gewissen Klicke das Urtheil des deutschen Publikums irre leiten sollen. Wir lassen die Persönlichkeit und die Motive jenes Berichterstatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Untersuchung der Damascener Vorgänge; nur über Das, was in Beziehung derselben von den hiesigen Juden und der hiesigen Presse gesagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieser Aufgabe leitet uns mehr das Interesse der Wahrheit als der Personen; und was gar die hiesigen Juden betrifft, so ist es möglich, daſs unser

Zeugnis eher gegen sie als für sie spräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn sie, wie die erwähnten norddeutschen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damaskus einen so großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer scheuten. Aber es ist nicht der Fall. Die Juden in Frankreich sind schon zu lange emancipiert, als dass die Stammesbande nicht sehr gelockert wären, sie sind fast ganz untergegangen, oder besser gesagt, aufgegangen in der französischen Nationalität; sie sind gerade eben solche Franzosen wie die Andern, und haben also auch Anwandlungen von Enthusiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß ist, sogar drei Tage dauern! — und Das gilt von den Bessern. Viele unter ihnen üben noch den jüdischen Ceremonialdienst, den äußerlichen Kultus, mechanisch, ohne zu wissen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge eben so wie in der christlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'schen Kritik zerstörend gewirkt. Bei den französischen Juden, wie bei den übrigen Franzosen, ist das Gold der Gott des Tages, und die Industrie ist die herrschende Religion. In dieser Beziehung dürfte man die hiesigen Juden

in zwei Sekten eintheilen; in die Sekte der rive droite und die Sekte der rive gauche; diese Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eisenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seineufer, die andere dem linken Ufer entlang, nach Versailles führen und von zwei berühmten Finanzrabbinern geleitet werden, die mit einander eben so divergierend hadern, wie einst Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müssen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothschild, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für das Haus Israel eine edlere Sympathie an den Tag legte, als sein schriftgelehrter Antagonist, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines französischen Konsuls, seine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerschütterlichen Seelenruhe eines Hillel in der französischen Deputiertenkammer einige schöne Reden hielt über die Konversion der Renten und den Diskonto der Bank.

Das Interesse, welches die hiesigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reduciert sich auf sehr geringfügige Manifestationen. Das israelitische Konsistorium, in der lauen Weise aller Körperschaften, versammelte sich und deliberierte; das

einzige Resultat dieser Deliberationen war die Meinung, daſs man die Aktenstücke des Processes zur öffentlichen Kunde bringen müsse. Herr Cremieux, der berühmte Advokat, welcher nicht bloß den Juden, sondern den Unterdrückten aller Konfessionen und aller Doktrinen zu jeder Zeit seine großmüthige Beredsamkeit gewidmet, unterzog sich der obenerwähnten Publikation, und mit Ausnahme einer schönen Frau und einiger jungen Gelehrten ist wohl Herr Cremieux der Einzige in Paris, der sich der Sache Israel's thätig annahm. Mit der größten Aufopferung seiner persönlichen Interessen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterlist, trat er den gehässigsten Insinuationen rücksichtslos entgegen, und erbot sich sogar nach Ägypten zu reisen, wenn dort der Proceſs der Damascener Juden vor das Tribunal des Pascha Mehemed Ali gezogen werden sollte. Der ungetreue Berichterstatter in den erwähnten norddeutschen Blättern insinuiert der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mit perfider Nebenbemerkung, daſs Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falschen Missionsberichte in den hiesigen Zeitungen zu entkräften wusste, als Inserat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wissen aus sicherer Quelle, daſs die Journaldirektionen sich bereitwillig erklärten, jene Entgeg-

nung ganz gebührfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des schleunigsten Abdrucks berechneten einige Redaktionen die Kosten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des israelitischen Konsistoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer ist. Eines der hochgeschätztesten Mitglieder des hiesigen Konsistoriums — man schätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Franks — Herr Wilhelm de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Franks, wenn man zu ihm käme mit einer Kollekte für die Rettung seines ganzen Stammes*)! Es ist eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daß man Demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden seine Stimme erhebt, die unlautersten Geldmotive zuschreibt; ich bin überzeugt, nie hat

*) Statt dieses Satzes steht in der französischen Ausgabe der folgende: „Die Israeliten der neuen Generation sind noch knickriger als ihre Väter; ja, ich möchte glauben, daß sich unter der Jeunesse dorée von Israel mehr als ein Millionär findet, der vielleicht keine hundert Franks gäbe, wenn er um diesen Preis einen ganzen Stamm beduinischer Religionsgenossen vor der Bastonade retten könnte!"

Der Herausgeber.

Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriss, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängst die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, musste ich herzlich lachen über die Naivetät, womit der Autor, welchen seine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, sich gegen solche Beschuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzusetzt: Le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde! Hie und da freilich giebt es Beispiele, dass die Eitelkeit die verstockten Taschen der Juden zu erschließen verstand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preußischer Lieferant, welcher, anspielend auf seinen hebräischen Namen Moses (Moses heißt nämlich auf Deutsch „aus dem Wasser gezogen," auf Italiänisch „del mare"), den dem letztern entsprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, stiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanstalt für verarmte junge Adlige, wozu er über anderthalb Millionen Franks aussetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain so hoch angerechnet wurde, dass dort selbst die stolzältesten Douairièren und die schnippisch jüngsten Fräulein nicht mehr laut über ihn spötteln. Hat dieser Edelmann

aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beigesteuert bei einer Kollekte für die Interessen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daſs ein anderer aus dem Wasser gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftsteller spielt, weder mit seinem Gelde noch mit seiner Feder für die Stammesgenossen thätig war. Hier muſs ich eine Bemerkung aussprechen, die vielleicht die bitterste. Unter den getauften Juden sind Viele, die aus feiger Hypokrisie über Israel noch ärgere Miſsreden führen, als dessen geborne Feinde. In derselben Weise pflegen gewisse Schriftsteller, um nicht an ihren Ursprung zu erinnern, sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen. Das ist eine bekannte, betrübsam lächerliche Erscheinung. Aber es mag nützlich sein, das Publikum jetzt besonders darauf aufmerksam zu machen, da nicht bloß in den erwähnten norddeutschen Blättern, sondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung die Insinuation zu lesen war, als flösse Alles, was zu Gunsten der Damascener Juden geschrieben worden, aus jüdischen Quellen, als sei der österreichische Konsul zu Damaskus ein Jude, als seien die übrigen Konsuln dort, mit Ausnahme des französischen, lauter Juden. Wir kennen diese Taktik, wir erlebten sie

bereits bei Gelegenheit des jungen Deutschlands. Nein, sämmtliche Konsuln von Damaskus sind Christen, und dass der österreichische Konsul dort nicht einmal jüdischen Ursprungs ist, dafür bürgt uns eben die rücksichtslose, offene Weise, womit er die Juden gegen den französischen Konsul in Schutz nahm; — was der Letztere ist, wird die Zeit lehren.

IX.

Paris, den 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er ist das unaufhörliche Tagesgespräch seit der Verkündigung seiner posthumen Rückkehr, und gar besonders seit die Kammer in Betreff der nothwendigen Kosten einen so kläglichen Beschluss gefasst. Letzteres war wieder eine Unbesonnenheit, die dem Verwerfen der Nemours'schen Dotation an die Seite gesetzt werden darf. Die Kammer ist durch jenen Beschluss mit den Sympathien des französischen Volks in eine bedenkliche Opposition gerathen. Gott weiß, es geschah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translation der Napoleonischen Asche eben so begeistert wie das übrige Volk; aber allmählich kam sie zu einer entgegengesetzten Besinnung, als sie die eventuellen

Gefahren berechnete und als sie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartisten vernahm, das in der That nicht sehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaisers ein geneigteres Ohr, und sowohl die eigentlichen Legitimisten als auch die Royalisten von der laxen Observanz benutzten diese Misßstimmung, indem sie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geschickt hervortraten. So gab uns namentlich die „Gazette de France“ eine Blumenlese von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Constant's u. s. w. Unser Einer, der in Deutschland an derbere Kost gewöhnt, musste darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodierend, neben jenen französischen Excerpten eben so viele Parallelstellen setzte von deutschen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn“ führte eine Mistgabel, womit er auf den Korsen weit wüthender zustach, als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Kontraste, und doch welche Ähnlichkeit *)!

*) „zwischen diesen beiden Narren!“ steht noch in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

War aber Chateaubriand sehr parteiisch in seiner Beurtheilung des Kaisers, so war es Letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weise, womit er sich auf Sankt Helena über den Pilgrim von Jerusalem aussprach. Er sagte nämlich: C'est une âme rampante qui a la manie d'écrire des livres. Nein, Chateaubriand ist keine niedrige Seele, sondern er ist bloß ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die Andern heiter und kurzweilig sind*). Er erinnert mich immer an den melancholischen Lustigmacher von Ludwig XIII. Ich glaube, er hieß Angeli, trug eine Jacke von schwarzer Farbe, auch eine schwarze Kappe mit schwarzen Schellen, und riß betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komisches; dazwischen höre ich stets das Geklingel der schwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünstelte Schwermuth, die affektierten Todesgedanken, auf die Länge eben so widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er sei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleon's beschäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, seine oratorischen Flöre und Immortellen, den ganzen Pomp

*) „während die französischen Narren insgemein heiter und kurzweilig sind." steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

seiner Begräbnisphantasie auszukramen; sein Pamphlet wird ein geschriebener Katafalk werden, und an silbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen lassen; denn er verehrt den Kaiser, seit er todt ist.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn sie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba, während der hundert Tage, war sie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu singen, und stellte nur zur Bedingung, dass ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem seligen Vater schuldete, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiser dieses Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inspiration für die erbotenen Preisgesänge, und Corinna improvisierte jene Tiraden, die dieser Tage von der „Gazette de France" so wohlgefällig wiederholt wurden*). Point d'argent, point de Suisses! — Dass diese Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Constant an-

---

*) Statt der oben folgenden Sätze heißt es in der französischen Ausgabe: „Wir haben nicht das Herz, von dem armen Benjamin Constant zu reden, dessen Lästerungen, die er gegen den Kaiser gespieen, die „Gazette" ebenfalls wieder abdruckte. Diese Personen sind nicht mehr, — genug!"

Der Herausgeber.

wendbar, ist uns leider nur gar zu sehr bekannt. [Auch dieser Republikaner aus der Schweiz nahm Geld, Geld von Ludwig Philipp, einige Zeit nach der Juliusrevolution] . . . Doch lasst uns nicht weiter die Personen beleuchten, die den Kaiser geschmäht haben. Genug, Madame de Staël ist todt, und Benjamin Constant ist todt, und Chateaubriand ist, so zu sagen, auch todt; wenigstens, wie er uns seit Jahren versichert, beschäftigt er sich ausschließlich mit seiner Beerdigung, und seine Mémoires d'outre-tombe, die er stückweise herausgiebt, sind nichts Anderes als ein Leichenbegängnis, das er vor seinem definitiven Hinscheiden selber veranstaltet, wie einst der Kaiser Karl V. Genug, er ist als todt zu betrachten, und er hat in seiner Schrift das Recht, den Napoleon wie seines Gleichen zu behandeln.

Aber nicht bloß die erwähnten Excerpte älterer Autoren, sondern auch die Rede, die Herr von Lamartine in der Deputiertenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich diese Rede lauter Wahrheit enthält. Die Hintergedanken sind unehrlich, und der Redner sagte die Wahrheit im Interesse der Lüge. Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, dass Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Despot,

gekrönte Selbstsucht, und daſs seine Verherrlichung ein böses, gefährliches Beispiel. Es ist wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Gesetze mit Füßen und sogar die Gesetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugnisse im Hospital des Luxembourg. Aber es ist nicht dieser liberticide Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendsten Leichenspiele und Denkmale widmen sollt! Nein, es ist der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte, dessen Verherrlichung in Frage steht; in seiner Person siegte das französische Volk, in seiner Person ward es gedemüthigt, in seiner Person ehrt und feiert es sich selber — und Das fühlt jeder Franzose, und deſshalb vergisst man alle Schattenseiten des Verstorbenen und huldigt ihm quand même, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Knickerei. — Die Rede des Herrn von Lamartine war ein Meisterstück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen schwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird spärlich bedeckt von den schönen Worten, und das Ministerium darf sich eher freuen als betrüben, daſs seine Feinde ihre antinationalen Gefühle so ungeschickt verrathen haben.

X.

Paris, den 3. Juni 1840.

Die Pariser Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenseits des Rheines gelesen, und man pflegt dort der heimatlichen Presse, im Vergleich mit der französischen, den Werth derselben überschätzend, alles Verdienst abzusprechen. Es ist wahr, die hiesigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutschland selbst der nachsichtigste Censor streichen würde; es ist wahr, die Artikel sind in den französischen Blättern besser geschrieben und logischer abgefasst, als in den deutschen, wo der Verfasser seine politische Sprache erst schaffen und durch die Urwälder seiner Ideen sich mühsam durchkämpfen muss; es ist wahr, der Franzose weiß seine Gedanken besser zu redigieren, und er entkleidet dieselben vor den Augen des Publi-

tums bis zur deutlichsten Nacktheit, während der deutsche Journalist, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothstift, seine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen sucht; und dennoch, wenn man die französische Presse nicht nach ihrer äußern Erscheinung beurtheilt, sondern sie in ihrem Innern, in ihren Büreaux, belauscht, muss man eingestehen, dass sie an einer besonderen Art von Unfreiheit leidet, die der deutschen Presse ganz fremd und vielleicht verderblicher ist als unsere transrhenanische Censur. Alsdann muss man auch eingestehen, dass die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzose seine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürren Einseitigkeit und mechanischen Beschränkung hervorgeht, die weit misslicher ist, als die blühende Konfusion und unbeholfene Überfülle des deutschen Journalisten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die französische Tagespresse ist gewissermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines französischen Journals ist mit so vielen Kosten und Schwierigkeiten verbunden, dass nur Personen, die im Stande sind, die größten Summen aufs Spiel zu setzen, ein Journal errichten können. Es sind daher gewöhnlich Kapitalisten oder sonstige Industrielle, die das Geld herschießen zur Stiftung

eines Journals; sie spekulieren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden, oder sie hegen gar den Hintergedanken, das Journal späterhin, sobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf diese Weise, angewiesen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Ministeriums, gerathen die Journale in eine beschränkende Abhängigkeit, und, was noch schlimmer ist, in eine Exklusivität, eine Ausschließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmnisse der deutschen Censur nur wie heitere Rosenketten erscheinen dürften. Der Redakteur en chef eines französischen Journals ist ein Kondottiere, der durch seine Kolonnen die Interessen und Passionen der Partei, die ihn durch Absatz oder Subvention gedungen hat, verficht und vertheidigt. Seine Unterredakteure, seine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militärischer Subordination, und sie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präcision, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrscht die strengste Disciplin des Gedankens und sogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtsamer Mit-

arbeiter das Kommando überhört, hat er nicht ganz so geschrieben, wie die Konsigne lautete, so schneidet der Redakteur en chef ins Fleisch seines Aufsatzes mit einer militärischen Unbarmherzigkeit, wie sie bei keinem deutschen Censor zu finden wäre. Ein deutscher Censor ist ja auch ein Deutscher, und bei seiner gemüthlichen Vielseitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redakteur en chef eines französischen Journals ist ein praktisch einseitiger Franzose, hat seine bestimmte Meinung, die er sich ein- für allemal mit bestimmten Worten formuliert hat, oder die ihm wohlformuliert von seinen Kommittenten überliefert worden. Käme nun gar Jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufsatz, der zu den erwähnten Zwecken seines Journals in keiner fördernden Beziehung stände, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Interesse hätte für das Publikum, dem das Blatt als Organ dient, so wird der Aufsatz streng zurückgewiesen mit den sakramentalen Worten: Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun solchermaßen von den hiesigen Journalen jedes seine besondre politische Farbe und seinen bestimmten Ideenkreis hat, so ist leicht begreiflich, dass Jemand, der Etwas zu sagen hätte, was diesen Ideenkreis überschritte und auch keine

Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für seine Mittheilungen finden würde. Ja, sobald man sich entfernt von der Diskussion der Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redakteure der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit ironischer Höflichkeit zurückweisen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncierende Vermittlung mit dem Publikum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und faktisch existiert für diese durchaus keine Preßfreiheit — Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.

Vorstehende Andeutungen befördern vielleicht das Verständnis mancher unbegreiflichen Erscheinungen, und ich überlasse es dem deutschen Leser, allerlei nützliche Belehrung daraus zu schöpfen. Zunächst aber mögen sie zur Aufklärung dienen, weßhalb die französische Presse in Betreff der Juden von Damaskus nicht so unbedingt sich zu Gunsten derselben aussprach, wie man gewiß in Deutsch-

land erwartete. Ja*), der Berichterstatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutschen Blätter hat sich keine direkte Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, wenn er frohlockend referierte, daſs die französische Presse bei dieser Gelegenheit keine sonderliche Sympathie für Israel an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete sich wohlweislich, den Grund dieser Erscheinung aufzudecken, der ganz einfach darin besteht, daſs der Präsident des Minister-Konseils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den französischen Konsul von Damaskus, Partei genommen und den Redakteuren aller Blätter, die jetzt unter seiner Botmäßigkeit stehen, in dieser Angelegenheit seine Ansicht kundgegeben. Es sind gewiſs viele honette und sehr honette Leute unter diesen Journalisten, aber sie gehorchen jetzt mit militärischer Disciplin dem Kommando jenes Generalissimus der öffentlichen Meinung, in dessen Vorkabinett sie sich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du jour zusammenfinden und gewiſs ohne Lachen sich einander nicht ansehen können; französische Haruspices können ihre Lachmuskeln nicht so gut beherrschen, wie die römi-

*) Der vorhergehende Theil dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

schen, von denen Cicero spricht. In seinen Morgenaudienzen versichert Herr Thiers mit der Miene der höchsten Überzeugung, es sei eine ausgemachte Sache, dass die Juden Christenblut am Passahfeste söffen, chacun à son goût, alle Zeugenaussagen hätten bestätigt, dass der Rabbiner von Damaskus den Pater Thomas abgeschlachtet und sein Blut getrunken — das Fleisch sei wahrscheinlich von geringern Synagogenbeamten verschmaust worden; — da sähen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiösen Fanatismus, der noch im Oriente herrschend sei, während die Juden des Occidentes viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen sich durch Vorurtheilslosigkeit und einen gebildeten Geschmack auszeichne, z. B. Herr von Rothschild, der zwar nicht zur christlichen Kirche, aber desto eifriger zur christlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Christenheit, den Liebling Talleyrand's, ehemaligen Bischofs von Autun, in Dienst genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Ärger seiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn sie Dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muss, oder wenn sie gar sieht, wie derselbe mit ihren ärgsten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-

Jesuiten, der als das thätigste Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt ist. Dieser Anführer der sogenannten Neokatholiken dirigiert die Zelotenzeitung „l'Univers," ein Blatt, welches mit eben so viel Geist wie Perfidie geschrieben wird; auch der Graf besitzt Geist und Talent, ist jedoch ein seltsames Zwitterwesen von adligem Hochmuth und romantischer Bigotterie, und diese Mischung offenbart sich am naivsten in seiner Legende von der heiligen Elisabeth, einer ungarischen Prinzessin, die er en parenthèse für seine Kousine erklärt, und die von so schrecklich christlicher Demuth gewesen sein soll, daſs sie mit ihrer frommen Zunge den räudigsten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja daſs sie vor lauter Frömmigkeit sogar ihren eigenen Urin soff.

Nach diesen Andeutungen begreift man jetzt sehr leicht die illiberale Sprache jener Oppositionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Zeter geschrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus und über den Elenden, der als französischer Konsul dort den Namen Frankreichs schändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Fould auch in der Deputiertenkammer das Betragen des französischen Konsuls von Damaskus zur Sprache

gebracht. Ich muſs alſo zunächſt den Tadel zurück- nehmen, der mir in einem meiner jüngſten Berichte gegen jenen Deputierten entſchlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geiſt, an den Verſtandeskräften des Herrn Fould; auch ich halte ihn für eine der größ- ten Kapacitäten der franzöſiſchen Kammer; aber ich zweifelte an ſeinem Gemüthe. Wie gern laſſe ich mich beſchämen, wenn ich den Leuten Unrecht ge- than habe und ſie durch die That meinen Beſchul- digungen widerſprechen. Die Interpellation des Herrn Fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur ſehr wenige Blätter haben von ſeiner Rede Aus- züge gegeben; die miniſteriellen Blätter haben auch dieſe unterdrückt und die Thiers'ſchen Entgegnungen deſto ausführlicher mitgetheilt*). Im „Moniteur“ habe ich ſie ganz geleſen. Der Ausdruck: „La religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir,“ muſſte einen Deutſchen ſehr frappieren. Die Ant- wort des Herrn Thiers war ein Meiſterſtück von Per- fidie; durch Ausweichen, durch Verſchweigen Deſſen, was er wiſſe, durch ſcheinbar ängſtliche Zurückhal- tung, wuſſte er ſeine Gegner aufs köſtlichſte zu ver- dächtigen. Hörte man ihn reden, ſo konnte man am

*) Die beiden folgenden Sätze fehlen in der franzö- ſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. — Aber nein, großer Geschichtschreiber und sehr kleiner Theolog, im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Atzung, der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuss ist ihnen ganz eigenthümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefsinnig kosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichsam eine physische Ethik bildet und von Paulus, der sie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Nein, die Nachkömmlinge Israel's, des reinen, auserlesenen Priestervolks, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alten Franciskaner, sie trinken kein Blut, eben so wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was sich bei jener Damascener Blutfrage am betrübsamsten herausstellte, ist die Unkenntnis der morgenländischen Zustände, die wir bei dem jetzigen Präsidenten des Konseils bemerken, eine brillante Unwissenheit, die ihn einst zu den bedenklichsten

Mißgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine deutsche Grundfrage, sondern die weit größere [illegible]frage, jene [illegible] [illegible] Frage, [illegible] eine Lösung oder [illegible]. Das Ur- [illegible] aber [illegible]

[illegible]

noch vorher, den Ausschlag geben könnten. Das Oberhaupt dieser griechischen Christen ist nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konstantinopel führt, und dessen Vorgänger dort schmachvoll zwischen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt ist der allmächtige Zar von Rußland, der Kaiser und Papst aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechischen Glaubens; — er ist ihr geharnischter Messias, der sie befreien soll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einst sein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moschee von Byzanz — ja, Das ist ihr politischer wie ihr religiöser Glaube, und sie träumen eine russisch-griechisch-orthodoxe Weltherrschaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Asien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und, was das Schrecklichste ist, dieser Traum ist keine Seifenblase, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die versteinernd uns angrinst, wie das Haupt der Medusa!

Die Worte Napoleon's auf Sankt Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikanische Republik oder eine russische Universalmonarchie sein werde, sind eine sehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Aussicht! Günstigen Falls als Republikaner vor monotoner Langweile sterben! Arme Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer viel besser, als die Franzosen, über alle orientalischen Zustände unterrichtet sind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von brittischen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kamel, das durch die Wüste zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel' Zechinen Mehemed Ali in der Tasche, wie viel' Gedärme dieser Vicekönig von Ägypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Büreaux von Downingstreet. Hier glaubt man nicht den Mirakelhistörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatsachen und Zahlen. Aber nicht bloß im Orient, auch im Occident hat England seine zuverlässigsten Agenten, und hier begegnen wir nicht selten Leuten, die mit ihrer geheimen Mission auch die Korrespondenz für Londoner aristokratische oder ministerielle Blätter verbinden; letztere sind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigsamkeit der Britten erfährt das Publikum selten das Gewerbe jener geheimen Berichterstatter, die selbst den höchsten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Minister der äußern Angelegenheiten kennt sie, und überliefert diese Kenntnis seinem Nachfolger. Der Bankier im Ausland, der einem englischen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie seinen Namen, er erhält nur die

Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Person auszuzahlen, die sich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer steht, legitimieren werde.

Spätere Notiz*).

(Mai 1854).

Der vorstehende Bericht ist von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus diesem Berichte hervorgeht, wie unverdient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputierten Benoit Fould aussprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht in den Sinn, die persönliche Erscheinung des erwähnten Deputierten zu verunglimpfen und zu diesem Behufe ein Spottwort des „National's“ zu

---

*) Diese Notiz fehlt, mit Ausnahme der in der Vorrede abgedruckten Stelle in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

citieren. Schwärmerische Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann besäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn schwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schlusse eines Artikels in der „Allgemeinen Zeitung,“ der meine Chiffer trage und also meiner Autorschaft zugeschrieben werden müsse, hätten sie eine boshafte Citation aus dem „National“ gelesen, welche den Generaladvokaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, „daſs Letzterer der Einzige gewesen, der dem Generaladvokaten in der Kammer die Hand gereicht habe, und daſs er selber wie der Diskurs eines accusateur public aussähe!“ Wahrlich, einen sehr schwächlichen Begriff von meinem Geiste und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daſs ich einen Angriff auf einen Mann wie Benoit Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des „National's“ entlehnen müſste! Eine solche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfasser der Reisebilder! Nein, jene Citation, jene Misère, floſs nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der schrecklichen Person eines Generaladvokaten, dessen diskretionäre Befugnisse selbst die des

Ministers übertrafen, Etwas zu schaffen haben; es giebt Personen, die man gar nicht erwähnen muss, wenn man nicht speciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingesperrtwerdens schmachtet. Ich sage Dieses jetzt, wo eine solche Erklärung von meinen muthigen und kampflustigen Kommilitonen nicht missdeutet werden kann. Zur Zeit, wo der Artikel mit der läppischen Citation aus dem „National" erschien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu stellen, der anonym erschienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, sondern die Redaktion meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um administrativen Bedürfnissen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfassers sub rosa zuzuflüstern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaktion gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Leserwelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muss ihr wohl die Erlaubnis anheim-

gestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausscheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einfluſsloses Publikum, und es wäre eben so, gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern groſsen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsre Gluth mäſsigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttausend Lesern in allen Landen belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprieſslicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte

mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die „Allgemeine Zeitung“ zu schreiben. Da ich von dem Treusinn und der Redlichkeit jenes innigst geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders seit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, so konnte ich mir auch wohl manche erschreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen lassen; — sah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu sagen schien: Liege ich denn etwa auf Rosen? Dieser wackere Kämpe der deutschen Presse, der schon als Jüngling für seine liberalen Überzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wissen, dem besten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politische Heil seiner Mitbürger so Viel gethan, viel mehr gethan, als Tausende von bramarbasierenden Maulhelden — er ward von diesen als servil verschrien, und die „Augsburger Hure“ war der Schmähname, womit der Pöbel der Radikalen die „Allgemeine Zeitung“ immer titulierte. —

Doch ich gerathe hier in eine Strömung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher

Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländischer Rücksichten wegen ertrug, wenn ich für die „Allgemeine Zeitung" schrieb. In dieser Beziehung begegnete ich mancher Missdeutung, selbst in Sphären, wo Intelligenz zu herrschen pflegte. Eine solche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem „National," die man mir fälschlich zuschrieb. Da ich nicht gern unschuldig leide, so gerieth ich am Ende auf den unseligen Gedanken, das Majestätsverbrechen, dessen man mich beschuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes musste der Deputierte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten*). Da ich jedes Unrecht am Ende selbst eingestehe, so will ich zu meiner eigenen Beschämung hier erwähnen, dass der Mann, dem ich jede Kapacität absprach, sich bald darauf als ein Staatsmann von höchster Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

*) Die betreffende Stelle findet sich im letzten Brief des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

XI.

Paris, den 12. Juni 1840.

[Sowohl die Redaktion als das Eigenthum des „Commerce“ ist vor vierzehn Tagen in andere Hände übergegangen. Diese Nachricht ist an sich freilich nicht sehr wichtig, aber wir wollen daran allerlei Bemerkungen knüpfen. Zunächst bemerke ich, daß diese renovierten Blätter dieser Tage einen Ausfall gegen meine Korrespondenz in der „Allgemeinen Zeitung“ enthielten, der eben so ungeschickt wie albern war. Der Verdächtigung, worauf es abgesehen, bin ich mit aufgeschlagenem Visier im „Constitutionel“ entgegengetreten. Eine andere Bemerkung, die aber allgemeiner Art, drängt sich uns entgegen bei der Frage: Welche Farbe wird das „Commerce“ jetzt annehmen? Man hat mir nämlich geantwortet: „Dieses Blatt wird sich weder für das dermalige

Königthum, noch für die republikanische Partei aussprechen, und vor der Hand wird es wohl bonapartistisch werden." In dieser scheinbar ausweichenden, unbestimmten Antwort ertappen wir ein Geständnis, das uns über das ganze politische Treiben der Franzosen viel Belehrung und Aufschluss gewährt. Nämlich, in dieser Zeit der Schwankungen, wo Niemand weiß, was ihm die nächste Zukunft entgegenführt; wo Viele, mit der Gegenwart unzufrieden, dennoch nicht wagen, mit den Tagesherrschern bestimmt zu brechen; wo die Meisten eine Stellung in der Opposition einnehmen wollen, die nicht auf immer verpflichtend und eben so wenig kompromittierend ist, sondern ihnen erlaubt, ohne sonderlich herbe Retraktionen, je nachdem das Kriegsglück entscheidet, ins Lager der siegenden Republik oder des unüberwindlichen Königthums überzugehen — in dieser Zeit ist der Bonapartismus eine bequeme Übergangspartei. Aus diesem Grunde erkläre ich es mir, weßhalb Jeder, der nicht genau weiß, was er will, oder was er darf, oder was er kann, sich um die imperialistische Standarte versammelt. Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu schwören, und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geist. Das Gewissen, die bessere Ehre, erlaubt hier auch späterhin jeden

Abfall und Fahnenwechsel. — Und in der That, das napoleonische Kaiserthum war selber nichts Anderes, als neutraler Boden für Menschen von den heterogensten Gesinnungen, es war eine nützliche Brücke für Leute, die sich aus dem Strome der Revolution darauf retteten und zwanzig Jahre lang darauf hin und her liefen, unentschlossen, ob sie sich auf das rechte oder auf das linke Ufer der Zeitmeinungen begeben sollten. Das napoleonische Kaiserthum war kaum etwas Anderes als ein abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten, und all seine ideelle Blüthe resumiert sich in einem einzigen Manne, der am Ende selber Nichts ist, als eine glänzende Thatsache, deren Bedeutung wenigstens bis jetzt noch halb ein Geheimnis ist. Dieses materielle Zwischenreich war ganz den damaligen Bedürfnissen angemessen. Wie leicht konnten die französischen Sanskülotten in die galonierten Prachthosen des Empire hineinspringen, mit welcher Leichtigkeit hingen sie später die befiederten Hüte und goldnen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel, und griffen wieder zur rothen Mütze und zu den Rechten der Menschheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelstolzen Royalisten, sie brauchten ihrem angebornen Höflingssinn keineswegs zu entsagen, als sie dem Napoleon I. statt Ludwig XVI.

dienten, und als sie, dem Erstern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrscher, Ludwig XVIII., huldigten!

Trotzdem, dass der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die sich nicht für eine Idee entscheiden wollen, in sich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, dass er so bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrschaft, so dürfte auch diese nicht von langer Dauer sein, und sie würde, ganz wie die frühere napoleonische Regierung, nur eine kurze Vermittlungsperiode bilden. — Unterdessen aber versammeln sich alle möglichen Raubvögel um den todten Adler, und die Einsichtigen unter den Franzosen werden nicht wenig dadurch geängstigt. Die Majorität in der Kammer hat vielleicht doch nicht so ganz Unrecht gehabt, als sie die zweite Begräbnismillion verweigerte und hiedurch die auflodernde Eroberungssucht etwas dämpfte. Die Kammer besitzt den Instinkt der nationalen Selbsterhaltung, und sie hatte vielleicht eine dunkle Ahnung, dass dieser Bonapartismus ohne Bonaparte, diese Kriegslust ohne den größten Feldherrn, das französische Volk seinem Untergang entgegenführt.

„Und wer sagt Ihnen, dass wir Dessen nicht ganz bewusst waren, als wir über die zwei Mil-

lionen der Leichenfeier votierten?“ Diese Worte entschlüpften gestern einem meiner Freunde, einem Deputierten, mit welchem ich, die Galerie des Palais-royal durchwandelnd, über jenes Votum sprach. Wichtiges und erfreuliches Geständnis! um so mehr, als es aus dem Munde eines Mannes kommt, der nicht zu den blöden Zitterseelen gehört; vielleicht sogar ist bei diesem Gegenstand sein Name von einiger Bedeutung wegen der glorreichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen — es ist der Sohn jenes tugendhaften Kriegers, der im Heilausschuss saß und den Sieg organisierte — es ist Hippolyt Carnot. Heilausschuss! comité du salut public! Das Wort klingt noch weit erschütternder als der Name Napoleon Bonaparte. Dieser ist doch nur ein zahmer Gott des Olymps, im Vergleich mit jener wilden Titanenversammlung.] *)

*) An diesen Brief schließt sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein Bericht über Spontini, dem wir einen geeigneten Platz im elften Band angewiesen.

Der Herausgeber.

XII.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigstens vor den Deputierten und Fortepianospielern, den zwei schrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr so Viel erdulden müssen. Das Palais Bourbon und die Salons der Herren Erard und Herz sind mit dreifachen Schlössern verriegelt. Gottlob, die politischen und musikalischen Virtuosen schweigen! Die paar Greise, die im Luxembourg sitzen, murmeln immer leiser, oder nicken schlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beschlüssen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Ministerium auslegte; aber sie meinten es nicht so ernsthaft. Herr Thiers hat Nichts weniger als

einen bedeutenden Widerspruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf diese kann er noch sicherer zählen, als auf seine Schildhalter in der Deputiertenkammer, obgleich er auch Letztere mit gar starken Banden und Bändchen, mit rhetorischen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten an seine Person gefesselt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächsten Winter hervorbrechen, nämlich wenn [Herr Odilon-Barrot ins Ministerium getreten und] Herr Guizot, der seinen Gesandtschaftsposten aufgeben wird, von London zurückkehrt und seine Opposition gegen Herrn Thiers aufs Neue eröffnet. Diese beiden Nebenbuhler haben schon frühe begriffen, dass sie zwar einen kurzen Waffenstillstand schließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende desselben findet vielleicht auch das ganze parlamentarische Gouvernement in Frankreich seinen Abschluss *).

---

*) In der französischen Ausgabe heißt es, statt des obigen Satzes, etwas ausführlicher: „Was wird das Ende dieses oratorischen Duells sein? Es dünkt mich sehr wahrscheinlich, dass mit dem Kampf zwischen den beiden berühmten Fechtmeistern der Tribüne und ihren Waffenspielen auch das ganze parlamentarische Regime in Frankreich seinen Abschluss finden und durch die pöbelhaften Ausfälle eines Sanskülot-

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Koalition Theil nahm. Er hat später selber eingestanden, daſs es ein Fehler gewesen, und gewissermaßen um sich zu rehabilitieren, ging er nach London; er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in seiner Stellung als Oppositionsmann eingebüßt hatte, in seiner diplomatischen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daſs am Ende bei der Wahl eines Konseilpräsidenten in Frankreich wieder der fremdländische Einfluſs obsiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimische Sympathien, deren Herr Thiers allmählich verlustig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zuflössen. Böse Zungen versichern mir, die Doktrinäre bildeten sich ein, man liebe sie schon jetzt. So weit geht die Selbstverblendung selbst bei den gescheitesten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir sind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unsrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem schweren, trüben Guizot nie unsre

---

tismus ersetzt werden wird, der nur Faustschläge und Stockprügel kennt, oder durch diejenigen einer Soldateska mit rasselndem Säbel und Trommelschlag."

Der Herausgeber.

Anerkenntnis versagt; es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon ist in diesem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt Niemand mehr an seine Asche, und Das ist eben sehr bedenklich. Denn die Begeisterung, die durch das beständige Geträtsche am Ende in eine sehr bescheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiserliche Leichenzug anlangt, mit erneueten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporsprühenden Funken großen Schaden anstiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte sehr kühl begraben.

XIII.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hiesigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geschichte Bürger's, des deutschen Poeten, tragiert; da sehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das ist wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unserm heutigen Berichte voranstellen, und zwar in nächster Beziehung auf das französische Ministerium. — Aus der Ferne schreitet die Leiche des Riesen von Sankt Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen sich auch die Gräber hier in Paris, und die unzufriedenen Gebeine der Juliushelden steigen hervor und wandern nach dem Bastillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Gespenster von Anno 89 noch immer spuken

... Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir sind sehr beängstigt wegen der bevorstehenden Juliustage, die dieses Jahr ganz besonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr' kann sich die Regierung solche Schreckenslast aufbürden. Die Aufregung wird dieser Tage um so größer sein, je wahlverwandter die Töne sind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufstandes, wo sogenannte Elende bis zur gröbsten Beleidigung der Majestät sich vergaßen.

Während im Westen der Successionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln sich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöslichen Knäuel. Die Revolte in Syrien setzt das französische Ministerium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all seinem Einfluß die Macht des Pascha von Ägypten unterstützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Christen auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouieren — denn diese Fahne ist ja die französische Trikolore; die Rebellen wollen sich durch letztere als Angehörige Frankreichs bekunden, und

sie glauben, dass dieses nur scheinbar den Mehemed Ali unterstütze, im Geheimen aber die syrischen Christen gegen die ägyptische Herrschaft aufwiegle. In wie weit sind sie zu solcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholischen Partei, ohne Vorwissen der französischen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Pascha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe sich jetzt nach Vertreibung der Ägyptier in Syrien ein christliches Reich begründen? Dieser eben so unzeitige, wie fromme Versuch wird dort viel Unglück stiften. Mehemed Ali war über den Ausbruch der syrischen Revolte so entrüstet, dass er wie ein wildes Thier raste und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Christen auf dem Berg Libanon. Nur die Vorstellungen des österreichischen Generalkonsuls konnten ihn von diesem unmenschlichen Vorhaben abbringen, und diesem hochherzigen Manne verdanken viele Tausende von Christen ihr Leben, während ihm der Pascha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich seinen Namen vor ewiger Schande. Mehemed Ali ist nicht unempfindlich für das Ansehen, das er bei der civilisierten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete seinen Zorn ganz besonders durch eine Schilderung

der Antipathien, die er durch die Ermordung der Maroniten in ganz Europa auf sich lüde, zum höchsten Schaden seiner Macht und seines Ruhmes *).

Das alte System der Völkervertilgung wird solchermaßen durch europäischen Einfluss im Orient allmählich verdrängt. Auch die Existenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grausamkeiten der Tortur einem mildern Kriminalverfahren weichen. Es ist die Blutgeschichte von Damaskus, welche dieses letztere Resultat hervorbringen wird, und in dieser Beziehung dürfte die Reise des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieser berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertsten Männern Frankreichs gehört und den ich in diesen Blättern bereits besprach, hat schon seine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von seiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen diese Gefahren, die ihn vielleicht nur abschrecken sollten von seinem edlen Beginnen, eben so klein sein wie die Leute, die sie bereiten! In der That, dieser Advokat der Juden plädiert zugleich die Sache der ganzen Menschheit. Um nichts

*) Der Schluss dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Geringeres handelt es sich, als auch im Orient das europäische Verfahren beim Kriminalprocess einzuführen. Der Process gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein österreichischer Unterthan inkulpiert war und der österreichische Konsul gegen das Torquieren desselben einschritt. Jetzt soll nun der Process aufs neue instruiert werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinstrumente, die den Beklagten die unsinnigsten Aussagen abmarterten und die Zeugen einschüchterten. Der französische Oberkonsul in Alexandria setzt Himmel und Erde in Bewegung, um diese erneuete Instruktion des Processes zu hintertreiben; denn das Betragen des französischen Konsuls von Damaskus könnte bei dieser Gelegenheit sehr stark beleuchtet werden, und die Schande seines Repräsentanten dürfte das Ansehen Frankreichs in Syrien erschüttern. Und Frankreich hat mit diesem Lande weit ausgreifende Pläne, die noch von den Kreuzzügen datieren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die später Napoleon ins Auge fasste, und woran selbst Herr Thiers denkt, [für den Fall, dass Algier verloren ginge, und der französische Ehrgeiz anderswo im Orient sein Futter suchen müsste!] Die syrischen Christen erwarten ihre Befreiung von den Franzosen,

und diese, so freigeistig sie auch zu Hause sein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholischen Glaubens im Orient und schmeicheln dort der Zelosis der Mönche. So erklären wir es uns, wesshalb nicht bloß Herr Cochelet in Alexandria, sondern sogar unser Konseilpräsident, der Sohn der Revolution in Paris, den Konsul von Damaskus in Schutz nehmen. — Es handelt sich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwischen Beiden keinen großen Unterschied, und, wie Jener für unsern Hass, so dürften Letztere für unsre Vorliebe zu gering sein — aber es handelt sich darum, die Abschaffung der Tortur durch ein eklatantes Beispiel im Orient zu sanktionieren. — Die Konsuln der europäischen Großmächte, namentlich Österreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Instruktion des Processes der Damascener Juden ohne Zulassung der Tortur beim Pascha von Ägypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, dass eben Herr Cochelet, der französische Konsul, der Repräsentant der Revolution und ihres Sohnes, sich jener erneuten Instruktion widersetzt und für die Tortur Partei nimmt.

XIV.

Paris, den 27. Juli 1840.

Hier überstürzen sich die Hiobsposten; aber die letzte, die schlimmste, die Konvention zwischen England, Russland, Österreich und Preußen gegen den Pascha von Ägypten, erregte weit mehr jauchzende Kampflust als Bestürzung, sowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der gestrige „Constitutionnel,“ welcher ohne Umschweife gestand, dass Frankreich ganz schnöde getäuscht und beleidigt sei, beleidigt bis zur Voraussetzung einer feigen Unterwürfigkeit — diese ministerielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenstoß, man glaubte den großen Zornschrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalinteressen bewirken jetzt einen Waffenstillstand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme

der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, versammeln sich alle Franzosen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „perfiden Albion“ ist ihre gemeinsame Parole.

Wenn ich oben sagte, dass die Kampflust auch bei der Regierung entloderte, so meine ich damit das hiesige Ministerium und zumal unsern kecken Konseilpräsidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Konsulats beschrieben hat, und mit südlich glühender Einbildungskraft seinem Helden auf so vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es ist vielleicht ein Unglück, dass er nicht auch den russischen Feldzug und die große Retirade im Geiste mitmachte. Wäre Herr Thiers in seinem Buche bis zu Waterloo gelangt, so hätte sich vielleicht sein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther, als die kriegerischen Gelüste des Premierministers, Das ist das unbegrenzte Vertrauen, das er in seine eigenen militärischen Talente setzt. Ja, es ist eine Thatsache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: Herr Thiers glaubt steif und fest, dass nicht das parlamentarische Scharmützeln, sondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenspiel, seine angeborne Vokation sei. Wir haben es hier nicht mit der Untersuchung zu thun, ob diese innere

Stimme Wahrheit spricht oder bloß der eiteln Selbsttäuschung schmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie dieser eingebildete Feldherrnberuf wenigstens zur Folge hat, daſs Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürstenkonvents nicht sonderlich erschrecken wird, daſs es ihn heimlich freut, durch die äußerste Nothwendigkeit gezwungen zu sein, seine militärischen Talente der überraschten Welt zu offenbaren, und daſs gewiſs schon in diesem Augenblicke die französischen Admirale die bestimmteste Ordre erhalten haben, die ägyptische Flotte gegen jeden Überfall zu schützen.

Ich zweifle nicht an dem Resultat dieses Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängst gesehen, und hege einen großen Respekt vor der französischen Marine. Letztere ist bedeutender, als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsschiffen, die auf dem bekannten Etat stehen, und die Frankreich gleichsam officiell besitzt, wurde seit 1814 eine fast doppelt so große Anzahl im Arsenal von Toulon allmählich fertig gebaut, die in einer Frist von sechs Wochen ganz bemannbar ausgerüstet werden kann. — Wird aber durch ein bombardierendes Zusammentreffen der französischen und englischen Flotten im mittelländischen Meere der Frieden von Europa gestört wer-

den und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Kontinents werden sich noch lange besinnen, ehe sie sich wieder mit Frankreich in ein Todesspiel einlassen. Und was John Bull betrifft, so weiß dieser dicke Mann sehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, selbst wenn Letzteres ganz isoliert zu stehen käme, seinem Säckel kosten würde; mit einem Wort, das englische Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskosten bewilligen; und Das ist die Hauptsache. Entstünde aber dennoch ein Krieg zwischen den beiden Völkern, so wäre Das, mythologisch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Kollegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Absicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu schicken und durch den Generalfeldmarschall Thiers besiegen zu lassen!

XV.

Paris, den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewiesen, dass er ein ehrlicher Mann ist; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchschauen, noch durch Gegenlist zu vereiteln gewusst. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand streitig machen. Beruhige dich, puritanischer Stutzkopf, die treulosen „Kavaliere“ haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine stolzesten Selbstgefühle*), das Bewusstsein, dass du noch immer du selbst bist. Als Christ und Doktrinär wirst du dein Missgeschick geduldig ertragen, und

*) „und alle Tröstungen der charte-vérité.“ schließt dieser Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

seit wir herzlich über dich lachen können, öffnet sich dir auch unser Herz. Du bist wieder unser alter lieber Schulmeister, und wir freuen uns, dass der weltliche Glanz dir deine fromme, magisterliche Naivetät nicht geraubt hat, dass du gefoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben bist! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Gesandtschaftsposten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Ränke des perfiden Albion's zeitig genug auszuspionieren weiß, oder ein ganz unwissenschaftlicher, derber Bursche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritannische Regierungsform, keine höflichen speeches in englischer Sprache zu machen versteht, aber auf Französisch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzosen, den ersten besten Grenadier der alten Garde als Gesandten nach London zu schicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationssekretär mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich so ausgezeichnete Köpfe? Worin besteht ihre Superiorität in diesem Felde? Ich glaube, sie besteht darin, dass sie erzprosaische Geschöpfe sind, dass keine poetischen Illusionen sie irre leiten, dass keine glühende Schwärmerei sie blendet, dass sie

die Dinge immer in ihrem nüchternsten Lichte sehen, den nackten Thatbestand fest ins Auge fassen, die Bedingnisse der Zeit und des Ortes genau berechnen und in diesem Kalkul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelschlag großmüthiger Gedanken gestört werden. Ja, ihre Superiorität besteht darin, daſs sie keine Einbildungskraft besitzen. Dieser Mangel ist die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realistischen Unternehmungen, in der Industrie, im Maschinenbau u. s. w. Sie haben keine Phantasie; Das ist das ganze Geheimnis. Ihre Dichter sind nur glänzende Ausnahmen; deſshalb gerathen sie auch in Opposition mit ihrem Volke, dem kurznasigen, halbstirnigen und hinterkopflosen Volke, dem auserwählten Volke der Prosa, das in Indien und Italien eben so prosaisch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedlestreet. Der Duft der Lotusblume berauscht sie eben so wenig, wie die Flamme des Vesuvs sie erwärmt. Bis an den Rand des letztern schleppen sie ihre Theekessel, und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; Das ist wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte sie dort gefallen,

so würde ich anfangen, an der Poesie ihrer Füße zu zweifeln. Sie selber, die Söhne Albion's, sind die schrecklichsten aller Tänzer, und Strauß versichert, es gebe keinen Einzigen unter ihnen, welcher Takt halten könne. Auch ist er in der Grafschaft Middlesex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen sah. Diese Menschen haben kein Ohr, weder für Takt noch für Musik überhaupt, und ihre unnatürliche Passion für Klavierspielen und Singen ist um so widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts so Schreckliches wie die englische Tonkunst, es sei denn die englische Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbensinn, und manchmal steigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchsinn ebenfalls stumpf und verschnupft sei*); es ist sehr leicht möglich, daſs sie Roſsäpfel und Apfelsinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterscheiden können.

Aber haben sie Muth? Dies ist jetzt das Wichtigste. Sind die Engländer so muthig, wie man sie auf dem Kontinent beständig schilderte?

---

*) Dieser Absatz schließt in der französischen Ausgabe, wie folgt: „An die Engländer ergehen die Worte der Bibel: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Stumpfnasen und riechen nicht.“

Der Herausgeber.

Die vielgerühmte Großmuth der Mylords existiert nur noch auf unserm Theater, und es ist leicht möglich, dass der Aberglaube von der kaltblütigen Kourage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verschwindet*). Ein sonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir sehen, wie ein paar Husaren hinreichend sind, ein tobendes Meeting von 100,000 Englän=

*) In der französischen Ausgabe beginnt dieser Absatz, wie folgt: „Aber sind sie stark? Dies ist jetzt das Wichtigste. Nein, ihre Stärke ist sehr zweifelhaft. Wie abgenutzt auch die Vergleichung Englands mit Karthago sei, es ist nichtsdestoweniger immer noch das alte Karthago, doch ohne einen Hannibal. Seine Truppen sind Miethlinge. Es ist wahr, dass der englische Soldat tapfer ist; er ist von bewährter Tapferkeit, und er verachtet das Feuer des Feindes eben so sehr, wie er sich selber verachten muss, dies arme Werkzeug, das sich für ein Stück beef verkauft hat, und das man öffentlich auspeitscht; das Point=d'honneur ist unverträglich mit der Peitsche. Die Officiere haben Kourage, aber wenig' militärische Kenntnisse; sie haben ihr Patent erkauft, und der Krieg ist für sie ein Geschäft, in das sie Geld hineingesteckt, und das sie mit jener unerschütterlichen Kaltblütigkeit betreiben, die man bei allen englischen Geschäftsleuten findet. Der Adel Englands ist heldenmüthig, und was von ihm in der Marine dient, hat sogar den Heroismus seiner Vorfahren, der Normannen Frankreichs, geerbt. Aber was soll ich sagen von der Masse des Volks und von jener Bourgeoisie, die, so zu sagen, die officielle Nation bildet?"

Der Herausgeber.

dern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, so sind doch die Massen erschlafft durch die Gewöhnungen und Komforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; seit so langer Zeit blieben sie im Inlande vom Krieg verschont, und was den Krieg betrifft, den sie im Auslande zu bestehen hatten, so führten sie ihn nicht eigenhändig, sondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf sich schießen zu lassen, um Nationalinteressen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor, einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch diesen allzu langen Friedenszustand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politische Verderbnis, die eine Folge der Repräsentativverfassung, durch das entnervende Fabrikwesen, durch den ausgebildeten Handelsgeist, durch die religiöse Heuchelei, durch den Pietismus, dieses schlimmste Opium, sind die Engländer als Nation so unkriegerisch geworden, wie die Chinesen, und ehe sie diese Letztern überwinden, sind vielleicht die Franzosen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttausend Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleon's schwebten die Engländer beständig in einer solchen Gefahr,

und das Land ward nicht geschützt durch seine Bewohner, sondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine besessen, wie es sie jetzt besitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfschiffe schon so furchtbar auszubeuten gewusst, wie heut zu Tage, so wäre Napoleon sicher an der englischen Küste gelandet, wie einst Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerstand gefunden haben; denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normannischen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geschützt und die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich sie ausgesprochen, stiegen die vorstehenden Gedanken gestern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Juliushelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmasse, die ernst und stolz dieser Todtenfeier beiwohnte. Ein imposantes Schauspiel, und in diesem Augenblick sehr bedeutungsvoll. Fürchten sich die Franzosen vor den neuen Alliierten? Wenigstens in den drei Juliustagen spüren sie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann sogar versichern, dass etwa hundertundfünfzig Deputierte, die noch in Paris sind, sich aufs bestimmteste für den Krieg ausgesprochen haben, im Fall die beleidigte Nationalehre dieses Opfer verlange. Was aber das

Wichtigste, Ludwig Philipp scheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet gesagt und für den Fall der Noth den durchgreifendsten Entschluss gefasst zu haben — Wenigstens sagt er es, und Herr Thiers versichert, dass er den aufbrausenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe besänftige. Oder ist solche Kriegslust nur eine Kriegslist des göttlichen Dulders Odysseus?

XVI.

Paris, den 30. Juli 1840.

Es gab gestern keine Börse, eben so wenig wie vorgestern, und die Kourse hatten Muße, sich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat seinen Tempel der Furcht, und Das ist die Börse, in deren Hallen man immer um so ängstlicher zittert, je stürmischer der Muth ist, der draußen tobt.

Ich habe mich gestern sehr bitter über die Engländer ausgesprochen. Bei näherer Erkundigung erscheint ihre Schuld nicht so groß, wie ich Anfangs glaubte. Wenigstens das englische Volk desavouiert seinen Mandatarius. Ein dicker Britte, der alle Jahr' am 29. Julius hieher kommt, um seinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, versichert mir, es herrsche in Eng=

land der größte Unwillen gegen den Coxcomb Palmerston, der voraussehen konnte, dass die Konvention wegen Ägypten die Franzosen aufs äußerste beleidigen müsse. Es sei in der That, gestehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es sei keine Verrätherei; denn Frankreich habe seit langer Zeit darum gewusst, dass man Mehemed Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle; das französische Ministerium sei hiemit ganz einverstanden gewesen; es habe selber in Betreff jener Provinz eine sehr zweideutige Rolle gespielt; die geheimen Lenker der syrischen Revolte seien Franzosen, deren katholischer Fanatismus nicht in Downing-Street, sondern auf dem Boulevard des Capucines allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geschichte von den gefolterten Juden zu Damaskus habe sich das französische Ministerium zu Gunsten der katholischen Partei sehr kompromittiert; schon bei dieser Gelegenheit habe Lord Palmerston seine Missachtung des französischen Premierministers hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen desselben öffentlich widersprach u. s. w. — Wie Dem auch sei*), Lord Palmerston hätte

*) Hier steht in der französischen Ausgabe noch der Zwischensatz: „sagen ferner die Engländer.“

Der Herausgeber.

voraussehen können, dass die Konvention nicht ausführbar ist, und dass also die Franzosen unnützerweise in Harnisch gesetzt würden, was immerhin seine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, desto mehr wundern wir uns über das ganze Ereignis. Es giebt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen sind, vielleicht sehr feine, staatskluge Motive — vielleicht auch sehr einfältige.

Ich habe oben der Geschichte von Damaskus erwähnt. Diese findet hier noch immer viel Besprechung; namentlich bildet sie einen stehenden Artikel im „Univers," dem Organ der ultramontanen Priesterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieses Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, so sind wir hier um so mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückversetzt sind. Ist es doch schon ein Wunder, dass die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des „Univers" in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es ist nicht zu leugnen, ein großer Theil der Franzosen ist nicht abgeneigt*), dem blutigen Unglimpf Glauben

*) „zu glauben, dass die Juden des Orients bei ihrem Passahfeste Menschenblut tränken (aus Höflichkeit glauben

zu schenken, und die obskursten Erfindungen der Pfaffenlist stoßen hier auf sehr lauen Widerspruch. Verwundert fragen wir uns: Ist Das Frankreich, die Heimat der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rousseau geweint hat? Sind Das die Franzosen, die einst der Göttin der Vernunft in Notredame huldigten*), allen Priestertrug abgeschworen und sich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proklamierten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun; eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben sie noch beseelt, eben weil sie, alte Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, allen Religionen die infamsten Unthaten zutrauen, hielten sie auch die Bekenner des Judenthums fähig, Dergleichen begangen zu haben, und ihre leichtsinnigen Ansichten über die Damascener Vorgänge sind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, sondern aus Hass gegen den Fanatismus selbst hervorgegangen. — Dass über jene Vorgänge

---

sie es nicht von den Juden des Abendlandes), und die obskursten ꝛc." steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

*) Statt des Nachfolgenden, enthält obiger Absatz in der französischen Ausgabe nur noch die Worte: „Der Kultus dieser Gottheit hat sehr schnell wieder ein Ende genommen."

Der Herausgeber.

keine so bornierten Meinungen in Deutschland aufkommen konnten, zeugt nur von unsrer größeren Gelahrtheit; geschichtliche Kenntnisse sind so sehr im deutschen Volke verbreitet, dass selbst der grimmigste Groll nicht mehr zu den alten Blutmärchen greifen darf.

Wie sonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepsis verbunden ist, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourse, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr sich postiert hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umstehenden Gaffern, wie groß dieser Mond sei, so viele tausend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüsse, wie er so viele tausend Meilen von der Erde entfernt sei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit seiner Gattin vorbeiging, unwiderstehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widersetzte sich mit rationalistischem Eifer, und rieth ihm, seine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben — Das sei Alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von seinen Bergen und Flüssen und seiner unmenschlichen Größe, Das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

XVII.

Granville (Departement de la Manche),
den 25. August 1840.

Seit drei Wochen durchstreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die sich hier bei Gelegenheit der letzten Ereignisse kundgab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegerischen Trompetenstöße der französischen Presse schon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängstigte sich durch die verzweiflungsvollsten Hypothesen *). Bis auf diese

*) Dieser Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die öffentliche Intelligenz suchte in diesen Akt des Wahnsinns einen vernünftigen Grund hineinzugrübeln, und ängstigte sich ꝛc.“

Der Herausgeber.

Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daſs der Prinz*) auf eine ausgebreitete Verschwörung rechnete und sein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendezvous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen englischen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von panischer Furcht, als sie in dem geruhsamen Städtchen einige gefährliche Flintenschüsse vernahmen und den Krieg vor ihrer eigenen Thür sahen. Diese Flüchtlinge, um ihre Angst zu rechtfertigen brachten die entsetzlichsten Gerüchte nach der englischen Küste, und Englands Kalkfelsen wurden noch blässer vor Schrecken. Durch Wechselwirkung werden jetzt die Engländer, die in der Normandie hausen, von ihren heimischen Angehörigen zurückberufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geschützt sein wird — nämlich so lange, bis einmal die Franzosen eine hinlängliche Anzahl Dampfschiffe ausgerüstet haben werden, womit man eine Landung in England bewerkstelligen kann.

In Boulogne wäre eine solche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen

*) „daſs der erlauchte Abenteurer" steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Forts beschützt. Letztere, welche die ganze Küste der Departements du Nord und de la Manche umgeben, sind auf Felsen gepflanzt, die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende steinerne Kriegsschiffe aussehen. Sie sind während der langen Friedenszeit etwas baufällig geworden, jetzt aber werden sie mit großem Eifer gerüstet. Von allen Seiten sah ich zu diesem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranschleppen, die mich sehr freundlich anlachten; denn diese klugen Geschöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer, und werden solche gewiss weit donnernder und treffender aussprechen. Beiläufig bemerke ich, dass die Kanonen der französischen Küstenforts über ein Drittel weiter schießen, als die englischen Schiffskanonen, welche zwar von eben so großem Kaliber, aber nicht von derselben Länge sein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegsgerüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Valery während des Tischgesprächs den Plan einer Landung in England diskutieren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich; denn auf derselben Stelle hatte sich einst Wilhelm der Eroberer eingeschifft, und seine damaligen Kameraden waren eben solche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt

eine ähnliche Unternehmung besprechen hörte. Möge der stolze englische Adel nie vergessen, daſs es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre Blutsverwandtschaft mit den vornehmsten Häusern Englands urkundlich beweisen können und gar nicht übel Lust hätten, ihren lieben Vettern und Basen einen Besuch abzustatten.

Der englische Adel ist im Grunde der jüngste in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die selten ein Zeichen der Abstammung, sondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel sind. Der übertriebene Hochmuth dieser Lordships und Ladyships ist vielleicht eine Nücke ihrer parvenierten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, desto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einst die englische Ritterschaft in den verderblichen Kampf mit den demokratischen Richtungen und Ansprüchen Frankreichs, und es ist leicht möglich, daſs ihre jüngsten Übermüthe aus ähnlichen Gründen entsprungen; denn zu unserer größten Verwunderung fanden wir, daſs bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinstimmten.

Woher aber kommt es*), daſs solche Emeute aller

*) „daſs die Emeute aller aristokratischen Interessen, die Lord Palmerston anzettelte, im englischen Volke ꝛc.“ steht in der Augsb. Allg. Zeitung. Der Herausgeber.

aristokratischen Interessen immer im englischen Volke so vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, dass erstens das ganze englische Volk, die Gentry eben so gut wie die high nobility, und der Mob eben so gut wie Jene, von sehr aristokratischer Gesinnung sind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eifersucht, wie ein böses Geschwür, jückt und eitert, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblüht, sobald die französische Industrie durch den Frieden gedeiht und die französische Marine sich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehässigste Missgunst zugeschrieben, und in den französischen Häfen zeigt sich wirklich eine Entwickelung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die englische Seemacht in einiger Zeit von der französischen überflügelt zu sehen. Erstere ist seit zwanzig Jahren stationär geblieben, statt dass Letztere im thätigsten Fortschritt begriffen ist. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arsenal zu Toulon der Bau der Kriegsschiffe so eifrig betrieben worden, dass im Fall eines Krieges binnen kurzer Frist fast doppelt so viele Schiffe, wie Frankreich 1814 besitzen durfte, in See stechen können. Ein Leipziger Tageblatt widersprach dieser Behauptung in einer ziemlich herben Weise;

ich kann nur die Achsel darüber zucken, denn dergleichen Angaben schöpfe ich nicht aus bloßem Hörensagen, sondern aus der unmittelbarsten Anschauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück französischer Marine plätschert dort im Hafen), versicherte man mir, daß zu Brest ebenfalls doppelt so viele Kriegsschiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Linienschiffe, Fregatten und Briggs, von der anständigsten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $^1/_{20}$ fertig gebaut und ausgerüstet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, sie persönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daß eben so wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretonischen Küste unter dem Seevolke die kriegsmuthigste Aufregung herrscht, und die ernsthaftesten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden.

[Was mich betrifft, ich glaube nicht an Krieg, und, wie Sie wissen, zweifelte ich nie am Fortbestand des Friedens. Aber es ist immer wichtig zu erfahren, mit welchen Gesinnungen das Volk einen Ausbruch der Feindseligkeiten begrüßen würde. Und in dieser Beziehung bemerke ich bei der großen Masse einen bewunderungswürdigen Scharfsinn. Die Franzosen täuschen sich nicht über die Gefahren, die ihnen sowohl von innen als von außen entgegendrohen.

Da sie aber genau ihren Zustand kennen und genau wissen, was sie wollen, werden sie mit der größten Schnelligkeit verfahren. Ich bin überzeugt, sie entledigen sich zuerst jener vergangenheitlichen Partei, die, eine unversöhnliche Feindin des neuen Frankreichs, weder durch Großmuth noch durch Vernunft entwaffnet werden konnte, und bei der geringsten Hoffnung einer fremden Invasion die alten Ränke spielen lässt und, wie man behauptet, wieder die Chouans in der Vendée zum Bürgerkriege aufreizt. Reisende versichern mir, dass dort schon einige Scharmützel vorgefallen, aber diese unreifen Versuche bald unterdrückt wurden. Wichtig war es mir zu ermitteln, wie man hier zu Land über den König denkt, und mit Freude bemerkte ich, dass man ihm das treueste Mitgefühl für sein Volk zutraut, und auch nicht der leiseste Verdacht antinationaler Sympathien auf ihm lastet. Man weiß zwar, dass er den Frieden liebt — (und welch ein ehrlicher Mann liebte ihn nicht?) — aber man weiß auch, dass er den Krieg nicht bis zur Feigheit fürchtet.

In der That, Ludwig Philipp ist ein Held, aber in der Weise jenes Odysseus, der sich nicht gern schlug, wenn er mit der Diplomatie der Rede sich durchhelfen konnte, der aber eben so tapfer focht, wie irgend ein Ajax oder Achilles, wenn er mit

Worten nicht mehr auslangte und nothgedrungen zum Schwert oder Bogen greifen musste. Die Meinung geht sogar dahin, dass er im schlimmsten Falle zu einer sehr terroristischen Gegenwehr seine Zuflucht nehmen werde. —]

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, dass das ganze französische Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr, als das dreieckige bonapartistische Wünschelhütchen, das Haupt erhitzen dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämonischen Zerstörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande sich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu untersuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten sind, die einem Zaubermittel zugeschrieben werden, wovon die französische Presse in der jüngsten Zeit unter dem Namen „Propaganda“ so geheimnisvoll und bedrohsam flüsterte und zischelte? Ich muss mich aus leicht begreiflichen Gründen aller solchen Untersuchungen enthalten, und in Betreff der vielbesprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine parabolische Andeutung. Es ist Ihnen bekannt, dass in Lappland noch viel Heidenthum herrscht, und dass die Lappen, welche zur See gehen wollen, sich vorher, um den nothwendigen Fahrwind

einzukaufen, zu einem Hexenmeister begeben. Dieser überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten sind. Sobald man auf dem Meere ist und den ersten Knoten öffnet, bewegt sich die Luft und es bläst ein guter Fahrwind. Öffnet man den zweiten Knoten, so entsteht schon eine weit stärkere Lufterschütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Öffnet man aber gar den dritten Knoten, so erhebt sich der wildeste Sturm und peitscht das rasende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu seinem Hexenmeister kommt, betheuert er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen stärkeren Wind, und am allerwenigsten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm Nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muss für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er etwa späterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntewein trinkt und im Rausche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzosen sind nicht so läppisch wie die Lappen, obgleich sie leichtsinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch sie selber zu Grunde gehen müssten. Bis jetzt sind sie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübnis versichert, hat sich das französische Mi-

nisterium nicht sehr kauflustig gezeigt, als ihm einige preußische und polnische [revolutionäre] Windmacher (die aber keine Hexenmeister sind!) ihren Wind anboten.

XVIII.

Paris, den 21. September 1840.

Ohne sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armselig ödes Land, und die Menschen dumm und schmutzig. Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existiert nur noch in, alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dialekten geschrieben sind, muss ich sie mir erst ins Französische übersetzen lassen, ehe ich Etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reise singen hörte, war ein deutsches; während ich mich in Rennes barbieren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freischütz in deutscher Sprache. Den Sänger selbst hab' ich nicht gesehen,

aber seine veilchenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtnis. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutschen Bettlern, die sich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutschen Tonkunst nicht sehr fördern.

Über die politische Stimmung der Bretagne kann ich nicht Viel berichten, die Leute sprechen sich hier nicht so leicht aus wie in der Normandie; die Leidenschaften sind hier ebenso schweigsam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit stummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution, giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendsten Enthusiasten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schrecknisse, womit die Gegenpartei sie bedroht, bis zur blutdürstigsten Wuth gesteigert. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, dass die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelsherrschaft bei jedem legitimistischen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Greuel des alten Regimes sind noch im farbigsten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entsetzlich genug gewirthschaftet. Sie erinnern sich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo sie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Rotüriers dem Generalgouverneur die Fenster eingeschmissen und die Schul-

digen aufs grausamste hingerichtet wurden. Die Zahl Derjenigen, die durchs Rad starben, muss sehr groß gewesen sein, denn da man später mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv, „nach dem vielen Rädern sei das Hängen für sie eine wahre Erfrischung.“ Die mangelnde Liebe wird durch Versprechungen ersetzt, und ein armer Bretone, der bei jedem legitimistischen Schilderheben sich thätig gezeigt und Nichts als Wunden und Elend dabei gewann, gestand mir, dass er diesmal seines Lohnes gewiss sei, da Heinrich V. bei seiner Rückkehr Jedem, der für seine Sache gefochten, eine lebenslängliche Pension von fünfhundert Francs bezahlen werde.

Hegt aber das Volk in der Bretagne nur sehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Noblesse, so folgt es desto unbedingter allen Inspirationen der Geistlichkeit, in deren geistiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und stirbt. Wie dem Druiden in der alten Celtenzeit, gehorcht der Bretone jetzt seinem Pfarrer, und nur durch dessen Vermittlung dient er dem Edelmann. George Cadoudal war wahrlich kein serviler Lakai des Adels, eben so wenig wie Charette, der sich über Letztern mit der bittersten Geringschätzung aussprach und an Ludwig XVIII. unumwunden schrieb: „La lâcheté de vos gentilshommes a perdu votre

cause;“ aber vor ihren tonsurierten Oberhäuptern beugten diese Leute demüthig das Knie. Selbst die bretonischen Jakobiner konnten sich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten lossagen, und es blieb immer ein Zwiespalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Konflikt gerieth mit ihrem Glauben.

[Jetzt hat sich auch in dieser Beziehung Manches geändert. Lamennais selber ist ein Bretone, und seine Lehre ist vielleicht mit ein Erzeugnis des Bodens. Die Geistlichkeit musste sich versöhnen mit der neuen Gedanken-Dynastie, als sie die Hoffnung aufgab, die Dynastie der alten Gedanken wieder herzustellen. Lasst uns ihnen nicht Unrecht thun; um die Menschen zu beglücken, muss man sie lenken können, und die Mittel zu diesem ernsten Zweck erlangt man nur durch Verbündung mit den herrschenden Gewalten. Die Lehre Lamennais' ist aber nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa von der furchtbarsten Bedeutung; besonders im Fall eines Krieges gegen die Quadrupel-Alliance würde sie eine Rolle spielen. Ich habe Sie längst darauf aufmersam gemacht, dass das französische Ministerium mit jener Partei Allerlei im Sinne führt und sie nicht bloß schont, sondern ihr auch mitunter schmeichelt. Was man auch sage, Herr Thiers ist ein großer Staatsmann, und bei seiner religiösen

Indifferenz mag es ihm leicht einfallen, auch die Religion, die Heilsbotschaft des Friedens, als Zerstörungsmittel zu benutzen. Überhaupt dürften im Fall eines Krieges allerlei Erscheinungen emportauchen, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat, und schauerlich ist der gegenwärtige Moment, wo von den kleinsten Missgriffen der Friede der Welt abhängig ist.] —

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht; doch der böse Dämon ist wieder entfesselt und spukt in den Gemüthern*). [Wer hat diesen Dämon geweckt? Ich glaube, die Selbstsucht der Engländer ist eben so schuldig wie der Leichtsinn der Franzosen. In der That, einer der bedeutendsten Staatsmänner versicherte mich vor etwa sechs Wochen, der schlaue Brunnow habe dadurch die Engländer geködert, dass er ihnen in der Perspektive den Untergang der französischen Marine zeigte, als ein natürliches Resultat der eintretenden Verwickelungen und Kollisionen. Und, sonderbar! in der ganzen Normandie, wie ich Ihnen bereits aus Granville schrieb, und auch in der Bretagne fand ich, wie

*) „Jetzt nicht, aber später, ich fürchte es. Denn der Krieg ist schon in den Gemüthern.“ steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

eine Volkssage, überall die Meinung verbreitet, als habe England sich mit den russischen Interessen verbündet, aus perfider Eifersucht wegen der blühenden Entwickelung der französischen Marine. Was die feinste diplomatische Nase gerochen, durchschaut das Volk mit seiner wunderbaren Klarsicht.]

Das französische Ministerium handelte [aber] sehr unbesonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete stieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fischer in dem arabischen Märchen, hat Thiers die Flasche geöffnet, woraus der schreckliche Dämon emporstieg ... er erschrak nicht wenig über dessen kolossale Gestalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit schlauen Worten. „Bist du wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgestiegen?“ sprach der Fischer zu dem Riesen, und zum Beweise verlangte er, dass er wieder in dieselbe Flasche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verschloss der Fischer die Flasche mit einem guten Stöpsel ... Die Post geht ab, und, wie die Sultanin Scheherezade, unterbrechen wir unsre Erzählung, vertröstend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeschobenen Episoden, keinen Schluss liefern.

XIX.

Paris, den 1. Oktober 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch gelesen?“ Mit dieser Frage lief einst Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden seiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, dass das Buch Baruch wunderschön sei, eine der besten Sachen, die je geschrieben worden. Die Leute sahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derselben Weise, wie ich Sie lächeln sehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Post die wichtige Nachricht mittheile, dass „Tausend und eine Nacht“ eines der besten Bücher ist, und gar besonders nützlich und belehrsam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient besser kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poujoulat's und Konsorten; und wenn auch diese Kenntnis nicht

hinreicht, die orientalische Frage zu lösen, so wird sie uns wenigstens ein bisschen aufheitern in unserm occidentalischen Elend! Man fühlt sich so glücklich, während man dies Buch liest! Schon der Rahmen ist kostbarer als die besten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl ist jener Sultan Schariar, der seine Gattinnen des andern Morgens nach der Brautnacht unverzüglich tödten lässt! Welche Tiefe des Gemüths, welche schauerliche Seelenkeuschheit, welche Zartheit des ehelichen Bewusstseins offenbart sich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grausam, barbarisch, despotisch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abscheu gegen jede Verunreinigung seiner Gefühle, und er glaubte sie schon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, dass die Gattin, die heut an seinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines schmutzigen Lumps, hinabsinken könne — und er tödtete sie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man so viele verkannte Edle, die das blödsinnige Publikum lange Zeit verlästerte und schmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, so sollte man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren suchen. Ich selbst kann mich in diesem Augenblick einem solchen verdienstlichen Werke nicht unterziehen, da ich schon mit

der Rehabilitation des seligen Königs Prokrustes beschäftigt bin; ich werde nämlich beweisen, dass dieser Prokrustes bisher so falsch beurtheilt worden, weil er seiner Zeit vorausgeschritten und in einer heroisch aristokratischen Periode die heutigsten Plebejerideen zu verwirklichen suchte. Keiner hat ihn verstanden, als er die Großen verkleinerte und die Kleinen so lange ausreckte, bis sie in sein eisernes Gleichheitsbett passten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte, und Robespierre und Marat sind vollständig rehabilitiert. O, edler Schariar und echt demokratischer Prokrustes! Auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erst jetzt versteht man euch. Die Wahrheit siegt am Ende*).

*) Statt des obigen Absatzes, findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte. Die Niederlage der Bonapartisten ist für die Republikaner vielleicht ein eben so großer Gewinn, wie sie ein Missgeschick für die Anhänger der Orleans'schen Dynastie; zwischen Letztern und der Republik giebt es jetzt keine Übergangspartei mehr, und Beide werden um so heftiger zusammenstoßen. Die Legitimisten freuen sich ungemein über die bonapartistischen Missgeschicke, denn Napoleon ist ihnen noch weit verhasster als die Republik und Ludwig Philipp; auch

Madame Lafarge wird seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen. Die öffentliche Meinung ist ganz zu ihren Gunsten, seitdem Herr Raspail, [der unbescholtenste Mann Frankreichs,] sein Gutachten in die Wagschale geworfen. Bedenkt man einerseits, daß hier ein strenger Republikaner gegen seine eigenen Parteiinteressen auftritt und durch seine Behauptungen eins der volksthümlichsten Institute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar kompromittiert; und bedenkt man andrerseits, daß der Mann, auf dessen Ausspruch die Jury das Verdammungsurtheil ba-

---

meinen sie, Heinrich V. sei jetzt der einzige Prätendent. Der Prinz Ludwig Bonaparte ist in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenstreich von Boulogne, sondern durch den größern Narrenstreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den schlauen Sachwalter der Karlisten, zu seinem Vertheidiger wählte!

„Hier in Paris herrscht in diesem Augenblick eine griesgrämlich brütende Stimmung. Viele Truppen ziehen durch die Stadt, mit trübem Trommelschlag, und in den Lüften spielt der Telegraph mit beängstigender Hast. Der Proceß des Prinzen Ludwig wird in wenigen Tagen geendigt sein und beschäftigt keineswegs die Neugier der Menge. Der arme Prinz macht Fiasko, während Madame Lafarge seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen wird.“

Der Herausgeber.

ſierte, ein berüchtigter Intrigant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daſs Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Fakultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf dem Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daſs ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soiréen von Paris ſeine ſchlechten Romanzen meckert, kein menſchliches Ohr ſchont und Jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publikum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daſs im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hin-

gegen im Herzen des Herrn Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beistimmen, bilden eine sehr kleine Minorität und gebärden sich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute, welche zwar an Vergiftung glauben, dieses Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewissermaßen justificieren. Lafarge, sagen sie, sei einer größern Unthat anklagbar; er habe, um sich durch ein Heirathsgut vom Bankerott zu retten, mit betrügerischen Vorspiegelungen das edle Weib gleichsam gestohlen und sie nach seiner öden Diebeshöhle geschleppt, wo, umgeben von der rohen Sippschaft, unter moralischen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme, verzärtelte, an tausend geistige Bedürfnisse gewöhnte Pariserin, wie ein Fisch außer dem Wasser, wie ein Vogel unter Fledermäusen, wie eine Blume unter limousinischen Bestien, elendiglich dahinsterben und vermodern musste! Ist Das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entschuldigen? — So sagen die Vertheidiger, und sie setzen hinzu: Als das unglückliche Weib sah, dass sie gefangen war, eingekerkert in der wüsten Karthause, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne gesetzliche Rettungshilfe, ja gefesselt durch die Gesetze selbst — da verlor

sie den Kopf, und zu den tollen Befreiungsmitteln, die sie zuerst versuchte, gehört jener famöse Brief, worin sie dem rohen Gatten vorlog, sie liebe einen Andern, sie könne ihn nicht lieben, er möge sie also loslassen, sie wolle nach Asien fliehen, und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnsinn glaubte sie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran stürbe er, Das sei der Tod . . . Da sie aber sah, daſs der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daſs ihn Lieblosigkeit nicht tödtete, da griff sie zu purem Arsenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle scheinen Ähnliches gefühlt zu haben, denn sonst wäre es nicht zu begreifen, weſshalb sie in ihrem Verdikt von Milderungsgründen sprachen. So Viel ist aber gewiſs, daſs der Proceſs der Dame von Glandier ein wichtiges Aktenstück ist, wenn man sich mit der großen Frauenfrage beschäftigt, von deren Lösung das ganze gesellschaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceſs erregt, entspringt aus dem Bewuſstsein eignen Leids. Ihr armen Frauen, ihr seid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daſs er sie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ. Naives Gebet von

Menschen, die eben durch Geburt nicht glücklich sind, aber ein weibliches Geschöpf zu sein für das schrecklichste Unglück halten! Sie haben Recht, selbst in Frankreich, wo das weibliche Elend mit so vielen Rosen bedeckt wird.

XX.

Paris, den 3. Oktober 1840.

Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung, die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner von Beirut findet sein Echo in der Brust aller Franzosen. Ich selber bin wie betäubt; schreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg ist noch das geringste der Übel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte stattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erscheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution ist noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen, und Viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzosen sind in einer schlechten Lage, wenn hier die Bajonetten-Mehrzahl entscheidet. Aber das Eisen tödtet nicht, sondern die

Hand, und diese gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagschale sein wird. Vor den Bureaux de recrutement macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird; eine unzählige Menge junger Leute lässt sich als Freiwillige zum Militärdienst einschreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Ouvriers, die sich die Zeitungen vorlesen und sehr ernsthaft dabei aussehen. Der Ernst, der sich in diesem Augenblick fast wortkarg äußert, ist unendlich beängstigender als der geschwätzige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, dass die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberierende Korporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn sie nicht selbst alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Konvent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzosen in einer weit schlimmern Lage als jetzt.

XXI.

Paris, den 7. Oktober 1840.

Stündlich steigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzosen ist es kaum zu begreifen, wie sie es aushalten können in diesem Zustand der Ungewissheit. Entscheidung, Entscheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das seine Ehre gekränkt glaubt. Ob diese Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete ist, vermag ich nicht zu entscheiden; die Erklärung der Engländer und Russen, dass es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun sei, klingt jedenfalls sehr ironisch, wenn zu gleicher Zeit zu Beirut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Dass man auf das dreifarbige Pavillon des französischen Konsuls zu Beirut mit besonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiste Entrüstung. Vorgestern Abend

verlangte das Parterre in der großen Oper, dass das Orchester die Marseillaise anstimme; da ein Polizeikommissär diesem Verlangen widersprach, sang man ohne Begleitung, aber mit so schnaubendem Zorn, dass die Worte in den Kehlen stockten und ganz unverständlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzosen die Worte jenes schrecklichen Lieds vergessen und erinnern sich nur noch der alten Melodie? Der Polizeikommissär, welcher auf die Scene stieg, um dem Publikum eine Gegenvorstellung zu machen, stotterte unter vielen Verbeugungen: das Orchester könne die Marseillaise nicht aufspielen, denn dieses Musikstück stünde nicht auf dem Anschlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiederte: „Mein Herr, Das ist kein Grund, denn Sie selbst stehen ja auch nicht auf dem Anschlagzettel.“ Für heute hat der Polizeipräfekt allen Theatern die Erlaubnis ertheilt, die Marseiller Hymne zu spielen, und ich halte diesen Umstand nicht für unwichtig. Ich sehe darin ein Symptom*), dem ich mehr Glauben schenke, als allen kriegerischen Deklamationen der Ministerialblätter. Letztere stoßen in der That seit einigen Tagen so bedeutend in die Trompete Bel-

*) „ein Anzeichen des Kriegs“ steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

lona's, daſs man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten ſchien. Die Friedfertigſten waren der Kriegsminiſter und der Marineminiſter; der Kampfluſtigſte war der Miniſter des Unterrichts — ein wackerer Mann, der ſeit ſeiner Amtsführung ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erworben und jetzt eben ſo viel Thatkraft wie Begeiſterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiſs nicht ſo gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminiſter und der Kriegsminiſter. Thiers hält Allen die Wage und iſt wirklich der Mann der Nationalität. Letztere iſt ein großer Hebel in ſeinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daſs man die Franzoſen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ideen; [— daſs man durch ſie die Ideen ſchützen kann.] Trotz ſeinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräſentant der Revolution, und die Franzoſen kämpfen nur für dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt aus Eitelkeit, Eigennutz und Thorheit ſchlagen. Thiers hat imperialiſtiſche Gelüſte, und, wie ich Ihnen ſchon Ende Julius ſchrieb, der Krieg iſt die Freude ſeines Herzens. Jetzt iſt der Fußboden ſeines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und ſteckt ſchwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daſs er an der Börſe ſpekuliert habe, iſt eine ſchnöde Verleum-

dung; ein Mensch kann nur einer einzigen Leidenschaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt selten an Geld. Durch seine Familiarität mit gesinnungslosen Glücksrittern hat sich Thiers all' die boshaften Gerüchte, die an seinem Leumund nagen, selber zugezogen. Diese Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, schmähen ihn noch mehr, als seine politischen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit solchem Gesindel? Wer sich mit Hunden niederlegt, steht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert, dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu schaffen, wächst die Gefahr, die den Thron noch entsetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Alliierten. [Welche Hand muss Das sein, die es vermag, die empörten Volksleidenschaften zu zügeln, und die nicht zittert, selbst das Opfer zu werden.] Morgen, heißt es, sollen die Ordonanzen publiciert werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszustand (état de guerre) erklären. Gestern Abend, auf der Nachtbörse von Tortoni, hieß es, Lalande habe Befehl erhalten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen und der russischen Flotte, wenn sie sich mit der englischen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländische Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage schon

zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr von Rothschild, wird behauptet, hatte gestern Zahnschmerz; Andre sagen Kolik*). Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man schon den Flügelschlag der Walküren. [Es ist in diesem Augenblick wahrlich keine Schande, wenn man zittert.]

*) Statt des obigen Satzes findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Auch hieß es, ein schrecklich gepfeffertes Ultimatum, so gut wie eine Kriegserklärung, sei nach London abgeschickt worden. Heute gehen widersprechende Gerüchte im Schwange. Ein Artikel im „Courier français," der direkt gegen den König gerichtet und ihn als Hindernis bezeichnet, verwirrt alle Köpfe."

In der französischen Ausgabe folgt auf den obenstehenden noch der Satz: „Ich sprach eben mit einem Wechselagenten, dessen Geruch sehr fein und der die Ehre gehabt, sich einen Augenblick Herrn von Rothschild zu nähern; er versichert mich, daß der Baron von einer sehr starken Kolik befallen, und daß die Renten noch mehr weichen werden, sobald diese Neuigkeit an der Börse bekannt wird."

Der Herausgeber.

XXII.

Paris, den 29. Oktober 1840.

Thiers geht ab, und Guizot tritt wieder auf. Es ist aber dasselbe Stück, und nur die Akteure wechseln. Dieser Rollenwechsel geschah auf Verlangen sehr vieler hohen und allerhöchsten Personen, nicht des gewöhnlichen Publikums, das mit dem Spiel seines ersten Helden sehr zufrieden war. Dieser buhlte vielleicht etwas zu sehr um den Beifall des Parterres; sein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Gesandtenlogen.

[Wir haben in diesen Blättern unsere Vorliebe für Thiers immer freimüthig ausgesprochen und unsere Abneigung gegen Guizot nie verhehlt; nur den Privatcharakter Guizot's haben wir unbedingt gewürdigt und gern zollten wir dem Menschen unsere Achtung, während unsere Rüge den Staatsmann

bloßstellte. Werden wir gegen Letztern die höchste Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich versuchen. In diesem Augenblick ist es unsere größte Pflicht.] In diesem Augenblick versagen wir nicht unser Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umständen in das Hôtel des Capucines seinen Einzug hält; er ist viel mehr zu bedauern, als Derjenige, der dieses Marterhaus oder Drillhaus verlässt. Er ist fast eben so zu bedauern, wie der König selber; auf diesen schießt man, den Minister verleumdet man. Mit wie viel Koth bewarf man Thiers während seines Ministeriums! Heute bezieht er wieder sein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er sich wieder seinen Freunden in fleckenloser Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derselben plötzlichen Weise das Ministerium verließ, wird Jeder einsehen, dass seine Hände rein geblieben sind, und sein Herz nicht eingeschrumpft. Er ist nur ernsthafter geworden, obgleich der wahre Ernst ihm nie fehlte und sich, wie bei Cäsar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beschuldigung der Forfanterie, die man in der letzten Zeit am öftesten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch seinen Abgang vom Ministerium; eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die

größten Kriegsrüstungen vornahm, eben deſshalb muſste er zurücktreten. Jetzt sieht Jeder ein, daſs der Aufruf zu den Waffen keine prahlerische Spiegelfechterei war. Über vierhundert Millionen beläuft sich schon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befestigungswerke verwendet worden, und in einigen Monaten stehen sechshunderttausend Soldaten auf den Beinen. Noch stärkere Vorbereitungen zum Kriege standen in Vorschlag, und Das ist der Grund, weſshalb der König noch vor dem Beginn der Kammersitzungen sich um jeden Preis des großen Rüstmeisters entledigen muſste, des Chefs aller Trommeln (ich vermeide aus leicht errathbaren Gründen das Wort Tambour-Major). Er muſste sich, wie gesagt, dieses Chefs aller Trommeln entledigen, der eben so unbesonnen wie betäubend die Kriegsreveille schlug. Einige beschränkte Deputiertenköpfe werden jetzt freilich über nutzlose Ausgaben schreien und nicht bedenken, daſs es eben jene Kriegsrüstungen sind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Traktatsvorgänge beleidigt war oder nicht, wird jetzt in der Kammer debattiert werden. Es ist eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verschiedenheit der Nationalität

Rücksicht nehmen muss. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, dass er zur Erhaltung des Friedens eben so viel Muth aufgewendet, als Napoleon dessen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er ist der Napoleon des Friedens!

XXIII.

Paris, den 4. November 1840.

Marschall Soult, der Mann des Schwertes, sorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und Dieses ist seine ausschließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdessen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrnisse der Diplomatie, den gordischen Knäuel, zu lösen sucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünschen es, und zwar im Interesse der Fürsten wie der Völker Europa's. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erstere, die Fürsten, würden selbst im günstigsten Falle durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als besorgliche Gedanken existieren. Die große Umwälzung, welche

seit fünfzig Jahren in Frankreich stattfand, ist, wo nicht beendigt, doch gewiss gehemmt, wenn nicht von außen das entsetzliche Rad wieder in Bewegung gesetzt wird. Durch die Bedrohnisse eines Krieges mit der neuen Koalition wird nicht bloß der Thron des Königs, sondern auch die Herrschaft jener Bourgeoisie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatsächlich, repräsentiert. Die Bourgeoisie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, sie ist es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte sind, und sie ist es, welche das andringende Volk, das nicht bloß Gleichheit der Gesetze, sondern auch Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoisie, welche ihr mühsames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt, zu vertheidigen hat, ist gewiss zu schwach, wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften anfiele, und noch ehe es zur Invasion käme, würde die Bourgeoisie abdanken, die unteren Klassen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen neunziger Jahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewusstsein, mit neuen Doktrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmels-

kräften; statt mit einer politischen, müsste das Ausland mit einer socialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den alliierten Mächten rathen, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterstützen, damit nicht weit gefährlichere und kontagiösere Elemente entzügelt werden und sich geltend machen. Die Gottheit selbst giebt ja ihren Stellvertretern ein so belehrendes Beispiel; der jüngste Mordversuch zeigt, wie die Vorsehung dem Haupte Ludwig Philipp's einen ganz besondern Schutz angedeihen lässt . . . sie schützt den großen Spritzenmeister, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, dass es dem Marschall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu sichern. Durch seine Kriegsrüstungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlassen, die freilich ob der veränderten Bestimmung sehr missmuthig sind. Wird er auf Letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungestüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüste des eigenen Herzens widerstehen können und sich lieber mit ihren Brüdern, als mit den Fremden schlagen? Werden sie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden sie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von Sankt Helena an-

langt? Ich wollte, der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überstanden*)! —

Das Verhältnis Guizot's zu den beiden obengenannten Trägern des Staates werde ich späterhin besprechen**). Auch lässt sich noch nicht bestimmen, in wie weit er Beide durch die Ägide seines Wortes zu schirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen stark genug in Anspruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufstellen wird, kann der gelehrte Mann seine Kenntnisse aufs glänzendste entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der koalisierten Mächte, dass sie bei der Pacifikation des Orients keine Territorialvergrößerungen und sonstige Privatvortheile beabsichtigen, in besondere Erwägung ziehen und jeden faktischen Widerspruch mit jener Erklärung als einen casus belli feststellen. Solche Erklärungen sind immer trü-

---

*) Dieser Absatz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe lautet dieser Satz: „Ich werde späterhin das Verhältnis Guizot's zu dem Titularpräsidenten des Konseils besprechen, der sich Soult nennt, während der wirkliche Präsident Ludwig Philipp heißt."
Der Herausgeber.

gerisch, und die Habsucht läuft immer der Ehrlichkeit den Rang ab, wo es eine gute Beute zu theilen gilt. Das wird auch der Fall sein bei dem Sturz des osmanischen Reiches, dessen langsamer Todeskampf ein erschreckliches Ding ist. Die gekrönten Geier umflattern den Sterbenden, um sich später die Fetzen des Leichnams streitig zu machen. Wem wird der fetteste Bissen zufallen? Russland, England oder Österreich? Frankreich wird für sein Theil nur den Ekel an diesem Schauspiel haben. Man nennt Das die orientalische Frage.

Über die Rolle, die Thiers bei dieser Gelegenheit spielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all seiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erst später berichten.

Guizot hat einen schweren Stand, und ich habe Ihnen schon oft gesagt, dass ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er ist ein wackerer, festgesinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Porträt sein edles Äußere sehr getreu abkonterfeit. Ein starrer puritanischer Kopf, angelehnt an eine steinerne Wand — bei einer hastigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er sich sehr beschädigen*). Das

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluss dieses Absatzes, wie folgt: „Ich kann dieses Porträt

Porträt ist an den Fenstern von Goupil und Rittner ausgestellt. Es wird viel betrachtet, und Guizot muss schon in effigie Viel ausstehen von den malitiösen Zungen.

---

nicht genug loben; es erschien vor einiger Zeit bei Rittner, dem deutschen Kunsthändler auf dem Boulevard Montmartre, bei welchem jetzt eine Menge schöner Sachen herauskommen, z. B. die Fischer von Ludwig Robert. Als Herr Rittner mich jüngst dieses Meisterwerk des Grabstichels, das fast ganz vollendet ist, mit freundlicher Güte sehen ließ und auf die Porträte von Thiers die Rede kam, bemerkte er, dass seine Kunden in der Provinz und im Auslande von dem Porträt des Herrn Thiers fünfzehn Exemplare verlangen, während ihnen von jedem Porträt der übrigen großen Männer ein einziges Exemplar genügt."

Der Herausgeber.

XXIV.

Paris, den 6. November 1840.

Über die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, ist jetzt ein Buch erschienen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und überall besprochen wird. Es ist dieses der erste Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald ich es gelesen, will ich versuchen, ein selbständiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen bloß, was ich von vornherein über den Verfasser und seine Stellung sagen kann, damit Sie den rechten Standpunkt gewinnen, von wo aus Sie genau ermessen mögen, wie viel Antheil der Parteigeist an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie seinem Inhalt schenken oder verweigern können.

Der Verfasser, Herr Louis Blanc, ist noch ein junger Mann, höchstens einige dreißig Jahre alt, obgleich er seinem Äußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren aussieht. In der That, seine überaus winzige Gestalt, sein rothbäckiges, bartloses Gesichtchen und auch seine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bübchens, das eben der dritten Schulklasse entsprungen und seinen ersten schwarzen Frack trägt, und doch ist er eine Notabilität der republikanischen Partei, und in seinem Raisonnement herrscht eine Mäßigung, wie man sie nur bei Greisen findet. — Seine Physiognomie, namentlich die muntern Äuglein, deuten auf südfranzösischen Ursprung. Louis Blanc ist geboren zu Madrid, von französischen Eltern. Seine Mutter ist Korsikanerin, und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Rodez. Ich weiß nicht, wie lange er schon in Paris verweilt, aber bereits vor sechs Jahren traf ich ihn hier als Redakteur eines republikanischen Journals, „Le monde“ geheißen, und seitdem stiftete er auch die „Revue du Progrès,“ das bedeutendste Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige russische Gesandte, soll mit der Richtung des jungen Mannes nicht sehr zufrieden gewesen sein und dar-

über nicht selten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten sind, nebenbei gesagt, sehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und seine Geisteskrankheit scheint unheilbar zu sein; er verfällt manchmal in Raserei, und glaubt alsdann, der Kaiser Napoleon wolle ihn erschießen lassen.) Louis Blanc's Mutter und seine ganze mütterliche Familie lebt noch in Korsika. Doch Das ist die leibliche Sippschaft, die des Blutes. Dem Geiste nach ist Louis Blanc zunächst verwandt mit Jean Jacques Rousseau, dessen Schriften der Ausgangspunkt seiner ganzen Denk- und Schreibweise. Seine warme, nette, wahrheitliche Prosa erinnert an jenen ersten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail ist eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus, und es bekundet sich darin zu gleicher Zeit*) jene

*) „eine Vorliebe für absolute Herrscherei, eine gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, welche wohl ihre verborgene Quelle in einer Eifersucht wider jede geistige und selbst wider jede leibliche Superiorität haben könnte; ja, man sagt, der brave kleine Mann sei sogar eifersüchtig auf Diejenigen, die ihn an Statur übertreffen. Durch diese

Vorliebe für unbeschränkte Herrscherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, wodurch sich Louis Blanc von einigen seiner republikanischen Genossen, z. B. von dem geistreichen Pyat, auffallend unterscheidet. Diese Abweichung hat vor einiger Zeit fast ein Zerwürfnis hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die absolute Pressfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern*) in Anspruch genommen wird. Hier zeigte es sich ganz klar, dass diese Letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieselbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropischer Zwecke betrachtet, so dass ihm auf diesem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugnisse und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja, vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider, und er schielt

---

feindselige Stimmung gegen den Individualismus unterscheidet er sich von einigen ꝛc.“ heißt es in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

*) Hier finden sich in der französischen Ausgabe noch die Worte: „als das Palladium der Freiheit, als ein unveräußerliches Recht“ Dagegen fehlt dort der nachfolgende Satz. Der Herausgeber.

an sie hinauf mit jenem Misstrauen, das er mit einem andern Schüler Rousseau's, dem seligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Rekrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des socialen Volksglücks. Er selbst ist mäßig, scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen, und er will daher im Staate allgemeine Küchengleichheit einführen, wo für uns Alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll, und, was noch schrecklicher, wo der Riese auch dieselbe Portion bekäme, deren sich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Lykurg! Es ist wahr, wir sind Alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und ihr seid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion*). Louis Blanc ist ein spaßhaftes Kompositum von Lilliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und

*) In der französischen Ausgabe lautet dieser Satz: „Es ist wahr, die Menschen sind von Geburt einander gleich, aber unsere Mägen sind ungleich, und es giebt einige darunter, die aristokratische Geschmacksnerven haben und Trüffeln den tugendhaftesten Kartoffeln vorziehen.“

Der Herausgeber.

er wird eine Rolle spielen, wenn auch eine kurze. Er ist ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu sein, die einen solchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menschen von kolossalem Zuschnitt, ich möchte fast sagen: Geister von starker Korpulenz, ihnen eine zu schwere Last sein möchten.

Obgleich Louis Blanc nach republikanischer Strenge trachtet, ist er nichtsdestoweniger mit jener kindischen Eitelkeit behaftet, die man fast immer bei Menschen von sehr kleiner Statur findet. Er möchte gern bei den Frauen glänzen, und diese frivolen Wesen, diese lasterhaften Geschöpfe, lachen ihm ins Gesicht; er hat gut auf den Stelzen der Phrase einherschreiten diese Damen nehmen es nicht für Ernst und ziehen dem unbärtigen Tribunen einen Flachkopf mit langem Schnurrbarte vor. Der Tribun widmet indeß seiner Reputation eines großen Patrioten, seiner Popularität, dieselbe Sorgfalt, welche seine Nebenbuhler ihren Schnurrbärten widmen; er pflegt sie aufs beste, er ölt sie ein, schert sie, kräuselt sie, streichelt sie und streichelt sie wieder, und er umschmeichelt den unbedeutendsten Strolch von Journalisten, der ein paar Zeilen der Reklame zu seinen Gunsten in eine Zeitung einrücken lassen kann. Wer ihm das angenehmste Kompliment machen will, vergleicht ihn mit

Herrn Thiers, dessen Statur freilich nicht die eines Riesen, der aber geistig wie körperlich immer noch zu groß ist, um mit Herrn Blanc verglichen zu werden, wenn nicht etwa aus Bosheit. Ein Republikaner, der sich nicht allzu sehr der Höflichkeit befleißigt, wie es Männern von großen Überzeugungen ansteht, sagte eines Tages recht grob zu Louis Blanc: „Schmeichle Dir nicht, Herrn Thiers ähnlich zu sein. Es ist noch ein großer Unterschied zwischen euch Beiden; Herr Thiers gleicht dir, Bürger, wie ein kleines Zehnsousstück einem ganz kleinen Fünfsousstücke gleicht.“

Das neue Buch von Louis Blanc soll vortrefflich geschrieben sein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es schon ein stoffartiges Interesse für die schadenfrohe große Menge. Die Republikaner schwelgen darin mit Wonne; die Misère, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoisie, die sie stürzen wollen, ist hier sehr ergötzlich aufgedeckt. Für die Legitimisten aber ist das Buch wahrer Caviar, denn der Verfasser, der sie selbst verschont, verhöhnt ihre bürgerlichen Besieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geschichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falsch oder wahr? Ist Letzteres der Fall, so hätte die große Nation der

Franzosen, die so viel von ihrem Point-d'honneur spricht, sich seit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosko, regieren und repräsentieren lassen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. August, als Karl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe sich Dupin zu Letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgestellt, dass er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen, auf eine entschiedene Weise mit Karl X. brechen und ihm einen bestimmten Absagebrief schreiben müsse. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupin's seinen ganzen Beifall geschenkt und ihn selbst gebeten, einen solchen Brief für ihn zu redigieren; Dieses sei geschehen, und zwar in den derbsten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den schon mit einem Adresskouverte versehenen Brief zu versiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe sich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: „In wichtigen Fällen konsultiere ich immer meine Frau, ich will ihr erst den Brief vorlesen, und findet er Beifall, so schicken wir ihn gleich ab.“ Hierauf habe er das Zimmer verlassen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend, habe er denselben schnell versiegelt und unverzüglich an Karl X. abgeschickt. Aber nur das Adresskouvert sei das-

selbe gewesen, dem plump Dupin'schen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künstler ein ganz demüthiges Schreiben substituiert, worin er, seine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beschwor, zu Gunsten seines Enkels zu abdicieren. Die nächste Frage ist nun: Wie ward dieser Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Karl X. reiste, habe Demselben ehrfurchtsvoll vorgestellt, dass Seine Majestät sich einst mit der Abdikation etwas zu sehr übereilt, worauf ihm Seine Majestät, um sich zu justificieren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geschrieben; den Rath Desselben habe er um so eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es ist also Herr Berryer, welcher jenen Brief gesehen hat und auf dessen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimisten ist diese Autorität gewiss hinreichend, und sie ist es auch für die Republikaner, die Alles glauben, was der legitime Hass gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir sahen Dieses noch jüngst, als eine verrufene Vettel die bekannten falschen Briefe schmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer sich bereits als Advokat der Fälschung in

vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimisten noch Republikaner sind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an sein wohltönendes Organ, an seinen Sinn für Spiel und Musik*), und ganz besonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimistische Partei ihren großen Sachwalter honoriert.

Was Ludwig Philipp betrifft, so haben wir in diesen Blättern oft genug unsre Meinung über ihn ausgesprochen. Er ist ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odysseus als dem Ajax, dem wüthenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Dulder gar kläglich unterliegen musste. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm eskamotiert, sondern die bitterste Nothwendigkeit, ich möchte sagen: die Ungnade Gottes, drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnisvollen Schreckensstunde. Freilich, er hat bei dieser Gelegenheit ein bißchen Komödie gespielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Kommittenten, mit den Juliushelden, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es Diese so ganz ehrlich mit ihm, dem

*) „aber er wird uns nicht an die Anekdoten glauben machen, die er leichtgläubigen republikanischen Tröpfen auftischt.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, sie setzten ihn lustig auf den rothen Sessel, im festen Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er sich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiele, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal gesagt habe, war es das Königthum selbst, welches die Rolle des Junius Brutus spielte, um die Republikaner zu täuschen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der schafmüthigsten Einfalt vorzunehmen, mit dem großen sentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gassen von Paris zu schlendern, Bürger Krethi und Bürger Plethi die ungewaschenen Hände zu schütteln und zu lächeln und sehr gerührt zu sein. Er spielte wirklich damals eine kuriose Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hieherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daſs ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais-Royal eilte, um Ludwig Philipp zu sehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daſs der König jetzt nur zu bestimmten Stunden auf der Terrasse erscheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit sehen können, und zwar für fünf Franks. Für fünf

Franks! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und sonstigem Lumpengesindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, so schrien sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franks kosten, und dann ward der Enthusiasmus aufs höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende

zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Takt schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt; seit sieben Jahren hat er nicht gelogen. Es ist also nicht Herr Berryer, auf dessen Autorität ich mich berufe.

XXV.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne*), umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angesichts seines ganzen Volks, dessen erwählte Vertreter ihm gegenüber standen, und Zeugen dieses kummervollen Anblicks waren alle Fürsten des Auslandes, repräsentiert in der Person ihrer Gesandten und Abgeordneten. Der König weinte!**) Dieses ist ein betrübendes Ereig-

*) Dem Abdruck dieser Stelle war in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die redaktionelle Note beigefügt: „Wir haben gemeldet, daß bei einer Stelle der Thronrede (Darmès' Mordversuch) Ludwig Philipp, von innerer Bewegung ergriffen, inne hielt und seine Stimme stockte; Pariser Korrespondenzen und Journale fügen bei, es seien ihm Thränen in die Augen getreten."

Der Herausgeber.

**) Statt der beiden folgenden Sätze, enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung die ausführlichere Stelle: „Dies

nis. Viele verdächtigen diese Thränen des Königs, und vergleichen sie mit denen des Reineke. Aber ist es nicht schon hinlänglich tragisch, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, dass er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben seinen Thränendrüsen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schrecknisse denkt, wovon er, sein Volk und die ganze Welt bedroht ist. [Wie alle bedeutenden Menschen, suchte er gern seine besondern Bedürfnisse mit dem Gemeinwohl seiner Zeitgenossen in Einklang zu bringen, und so steigerte sich in ihm die Überzeugung, dass der Krieg nicht bloß für ihn, sondern für die ganze Menschheit ein Unglück sei, und alle seine Kämpfe zur Erhaltung des Friedens, die Gefahren, worein sie ihn verstricken, die Kränkungen, denen er dadurch ausge-

---

ist ein entsetzliches Ereignis, und wir gestehen, dass unser tiefstes Herz davon erschüttert ist. Mögen immerhin gewisse Leute über diese Weichmüthigkeit den Kopf schütteln und sie sogar verdächtigen. Verdächtigen sie ja sogar die Thränen des Königs! Als ob es nicht noch tragischer wäre, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, dass er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen! Nein, diese prosaische Auslegung ist eben so lächerlich wie perfid. Ludwig Philipp, der königliche Dulder, 2c."

Der Herausgeber.

setzt, betrachtet er als ein Martyrthum. Vielleicht hat er Recht, vielleicht leidet er für uns Alle — verleumdet wenigstens nicht seine Thränen! — Es war ein trauriges Faktum, das den trübseligsten Interpretationen begegnet.]

Über die Stimmung der Kammer lässt sich noch nichts Bestimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entsteht ein bedeutender Zwiespalt zwischen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, so zögern die Häuptlinge des Radikalismus nicht länger mit einem Aufstand, der schon im Geheimen organisiert wird, und der nur auf die Stunde harrt, wo der König nicht mehr auf den Beistand der Deputiertenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur schmollen, aber doch ihren Ehekontrakt nicht verletzen, kann kein Umsturz der Regierung gelingen, und Das wissen die Rädelsführer der Bewegung sehr gut, deßhalb verschlucken sie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten sich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geschichte Frankreichs zeigt, dass jede bedeutende Phase der Revolution immer parlamentarische Anfänge hatte, und die Männer des gesetzlichen Widerstandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das furchtbare

Signal gaben. Durch diese Theilnahme, wir möchten fast sagen Komplicität, eines Parlaments ist das Interregnum der rohen Fäuste nie von langer Dauer, und die Franzosen sind vor der Anarchie viel mehr geschützt als andere Völker, die im revolutionären Zustand sind, z. B. die Spanier. Das sahen wir in den Tagen des Julius, [Das sahen wir in den Tagen der ersten Revolution,] wo das Parlament, die legislative Versammlung, sich in einen exekutierenden Konvent verwandelte. Es ist wieder eine solche Umwandlung, die man im schlimmsten Fall erwartet.

[Der Sieg, den gestern das Ministerium in den Büreaux der Kammer davongetragen, ist nicht so wichtig, wie man nach dem Triumphgeschrei seiner Blätter schließen dürfte. Die Wahl des Präsidenten und der Vicepräsidenten zeugt zwar von einiger Lauheit, ist aber in der Hauptsache von keiner Bedeutung. Die französischen Deputierten sind eben solche Franzosen wie die übrigen, und werden eben so wie diese durch Ereignisse in leidenschaftliche Bewegung gesetzt. Lassen Sie nur einmal eine Nachricht anlangen, die das Nationalgefühl verletzt — und der Moderantismus der Moderantesten wird spurlos verschwinden. Die Leute, auf welche das Ministerium rechnet, gehören meistens

zu jenem Marais, dessen charakteristische Tugend darin besteht, dass er die Regierung unterstützt, so lange sie nicht mit bedeutender Stärke angegriffen wird. Heute ist der Marais gegen Thiers, morgen ist er für ihn — doch wir wollen mit unsrem Urtheil den Ereignissen nicht vorgreifen.]

XXVI.

Paris, den 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres ist ein Nachtrag zur Kronrede. „Mitleid, das nackte Kindlein“ — sagt Shakspeare. Und das Kindlein ist obendrein ein Prinz von Geblüt, und also bestimmt, die traurigsten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutsche Hebamme, damit er die Milch der Geduld sauge. Er befindet sich frisch und gesund*). Das kluge Kind hat gleich seine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Übrigens soll es dem Großvater sehr ähnlich sehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen diesen Trost,

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

diesen Balsam; hat er doch in der letzten Zeit so viel gelitten! Ludwig Philipp ist der vortrefflichste Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück seiner Familie brachte ihn in so viele Kollisionen mit den Nationalinteressen der Franzosen. Eben weil er Kinder hat und sie liebt, hegt er auch die entschiedenste Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegslustige Fürsten sind gewöhnlich kinderlos. Dieser Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie Dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrschend, ist gewiss ehrenwerth, und jedenfalls ist das allerhöchste Muster von dem heilsamsten Einfluss auf die Sitten. Der König ist tugendhaft im bürgerlichsten Geschmack, sein Haus ist das honetteste von ganz Frankreich, und die Bourgeoisie, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu sein.

So lange die Bourgeoisie am Ruder steht, droht der jetzigen Dynastie keine Gefahr. Wie soll es aber gehen, wenn Stürme aufsteigen, wo stärkere Fäuste zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoisie, die mehr geeignet zum Geldzählen und Buchführen, sich ängstlich zurückziehen? Die Bourgeoisie wird noch weit weniger Widerstand leisten, als die ehemalige Aristokratie; denn selbst in ihrer kläglichsten Schwäche, in ihrer Erschlaffung

durch Sittenlosigkeit, in ihrer Entartung durch Kourtisanerie, war die alte Noblesse doch noch beseelt von einem gewissen Point-d'honneur, das unsrer Bourgeoisie fehlt, die durch den Geist der Industrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Lamartine prophezeit ihr einen 10. August, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Juliusthrons sich so heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regimes, die in seidenen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen sich dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegensetzten. [Ich habe Lamartine's erwähnt, des großen Poeten; dieser Mann hat auch im Gebiete der Politik viel Zukunft. Ich liebe ihn nicht, aber volle Unparteilichkeit wollen wir ihm widerfahren lassen, wenn nächstens in der Kammer über die orientalischen Angelegenheiten seine edle Stimme sich erheben wird.]

Die Nachrichten, die uns aus dem Osten zukommen, sind für die Franzosen sehr betrübend. Die Autorität Frankreichs ist im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt, was sie wollten, die thatsächliche Obmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsstraße nach Indien; der Euphrat, einer der vier Paradiesflüsse, wird ein englisches Gewässer, worauf man mit dem

Dampfschiffe fährt, wie nach Ramsgate und Margate ꝛc. — auf Towerstreet ist das Steamboat-Office, wo man sich einschreibt — zu Bagdad, dem alten Babylon, steigt man aus und trinkt Porter oder Thee. — Die Engländer schwören täglich in ihren Blättern, daſs sie keinen Krieg wollten, und daſs der famose Pacifikations-Traktat nicht im mindesten die Interessen Frankreichs verletzen und die Fackel des Krieges in die Welt schleudern sollte — und dennoch war es der Fall; die Engländer haben die Franzosen aufs bitterste beleidigt und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgesetzt, um für sich einige Schachervortheile zu erzielen! Aber die Selbstsucht sorgt nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vortheile, die Ruſsland durch den erwähnten Traktat erntete, sind zwar nicht von so barer Münze, man kann sie nicht so schnell berechnen und einkassieren, aber sie sind von unschätzbarstem Werthe für seine Zukunft. Zunächst ward dadurch die Alliance zwischen Frankreich und England aufgelöst, was ein wichtiger Gewinn für Ruſsland, das früh oder spät mit einer jener Mächte in die Schranken treten muſs. Dann ward die Macht jenes Ägyptiers vernichtet, der, wenn er sich an die Spitze der Moslemim stellte, im Stande war, das türkische Reich zu schützen vor

den Russen, die es schon als ihr Eigenthum betrachten*). Und noch viele Vortheile der Art haben die Russen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand von Gefahr, da im Fall eines Kriegs die Franzosen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könn-

---

*) In der französischen Ausgabe findet sich folgender Schluss dieses Briefes: „Wenig kümmert es die Russen, dass die Engländer mehr und mehr Indien verschlingen und sich schließlich selbst China's bemächtigen; der Tag wird kommen, wo sie genöthigt sein werden, ihren Raub zu Gunsten der Russen fahren zu lassen, die sich in der Krim befestigen, die sich schon zu Herren des schwarzen Meeres gemacht haben, und die immer dasselbe Ziel verfolgen: den Besitz des Bosporus, Konstantinopel's. Nach dem alten Byzanz sind die lüsternen Blicke aller Moskowiten gerichtet; die Eroberung dieser Stadt ist für sie nicht bloß eine politische, sondern auch eine religiöse Mission; und von den hohen Ufern des Bosporus aus soll ihr Zar alle Völker des Erdballs dem ledernen Scepter Russlands unterwerfen, das geschmeidiger und stärker als Stahl ist, und das man Knute nennt. Ist es wahr, dass Konstantinopel von so universeller Bedeutung, und dass der Besitz dieser Stadt über das Schicksal der Welt entscheiden könnte? Einer von meinen Freunden sagte mir jüngst: „In Rom befinden sich die Schlüssel des Himmelreichs, aber in Konstantinopel befinden sich die Schlüssel des irdischen Reichs; wer sich ihrer bemächtigt, wird die ganze Welt beherrschen." Wie schrecklich ist die orientalische Frage!"

Der Herausgeber.

ten, eben so wenig wie sie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwischen England und dem Zorn der Franzosen liegt das Meer, zwischen den Letztern und den Russen liegt Deutschland; — und wir armen Deutschen, durch den Zufall der Örtlichkeit, wir hätten uns schlagen müssen für Dinge, die uns gar Nichts angehen, für Nichts und wieder Nichts, gleichsam für des Kaisers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaisers!

XXVII.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann, wie das alte, mit Musik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'sche Opus dieses Namens. Vorgestern Abend debütierte Mademoiselle Heinefetter mit großem, glänzendem Erfolg. Im Odeon, dem italiänischen Nachtigallennest, flöten schmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Grisi, die singende Blume der Schönheit. Auch die Koncerte haben schon begonnen in den rivalisierenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünstlern. Wer in diesen öffentlichen Anstalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, sich zu langweilen, Der kann schon in den Privatsoiréen sich

nach Herzenslust ausgähnen — eine Schar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigen, lässt sich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Instrumenten; Herr Orfila meckert wieder seine unbarmherzigsten Romanzen, gesungenes Rattengift. Nach der schlechten Musik wird lauwarmes Zuckerwasser oder gesalzenes Eis herumgereicht und getanzt. Auch die Maskenbälle erheben sich schon unter Pauken- und Trompetenschall, und wie mit Verzweiflung stürzen sich die Pariser in den tosenden Strudel des Vergnügens. Der Deutsche trinkt, um sich von drückender Sorgenlast zu befreien; der Franzose tanzt den berauschenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtsinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernst aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwischenpausen der Quadrille flüstert Harlekin seinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, dass wir uns dieses Frühjahr schlagen müssen?“ Selbst der Champagner ist unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal beim lustigsten Bankett erbleichen die Gäste, der Witz stirbt auf ihren Lippen, sie werfen sich erschrockene Blicke zu — an der Wand sehen sie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzosen verhehlen sich nicht das Gefahrvolle ihrer Lage, aber der Muth ist ihre Nationaltugend. Und am Ende wissen sie sehr gut, daß die politischen Besitzthümer, die ihre Väter mit kampflustigster Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth *) bewahrt werden können. Selbst Guizot, der so unwürdig geschmähte [und verleumdete] Guizot, ist keineswegs gesonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieser Mann behauptet zwar einen unerschrockenen Widerstand gegen den anstürmenden Radikalismus, aber ich bin überzeugt, daß er sich mit derselben Entschlossenheit dem Andrang absolutistischer und hierarchischer Bestrebungen entgegenstemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardisten war, die beim kaiserlichen Leichenbegängnisse: À bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, verstünde sie ihre eigenen Interessen, eben so verständig wie dankbar handeln würde, wenn sie gegen jene schnöden Rufe öffentlich protestierte. Denn die Nationalgarde ist am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoisie, und eben diese, gefährdet zu gleicher

*) „christliche Demuth“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit durch die intrigierende Partei des alten Regimes und die Prädikanten einer Baboeuf'schen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der sie schützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrschaft der Mittelklassen, die er durch Bildung und Besitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeschäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der französischen Aristokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch sie fähig gewesen wäre, zum Heil des Volkes und der Menschheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben so großem Eifer und gewiss mit größerer Uneigennützigkeit, als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weise überzeugt, dass er für die Proletarierherrschaft kämpfen würde, und zwar mit strengerer Ehrlichkeit als Lamennais und seine Kreuzbrüder, wenn er die untern Klassen durch Bildung und Einsicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einsähe, dass der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menschheit wäre, indem sie in ihrem blödsinnigen Gleichheitstaumel Alles, was schön und erhaben auf dieser Erde ist, zerstören, und nament-

lich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wuth auslassen würden*).

Guizot ist jedoch kein Mann des starren Stillstandes, sondern des geregelten und gezeitigten Fortschrittes. [Die Feinde der Revolution würdigen ihn in dieser Beziehung weit besser, als unsere Radikalen; Jene haben wohl eingesehen, dass, während er das Regiment der Mittelklassen gegen den Ansturm der Proletarier schützt, er dennoch durch seine Unterrichtsreformen die untern Klassen vorbereitete, im Laufe der Zeit, in allmählicher Entwicklung ohne gewaltsame Plötzlichkeit, an jenem Regiment einen erspriesslichen und segensreichen Antheil zu nehmen.]

Die Zukunft wird diesem Manne die glorreichste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vielleicht wird Dergleichen ihm schon in der nächsten Gegenwart zu Theil — er braucht nur das Hôtel des Capucines zu verlassen. Würde er in diesem Fall wieder seinen Gesandtschaftsposten in London antreten? Würde er, trotz seiner Sympathie für England, jenes neue Ministerium unterstützen, das eine Alliance mit Russland träumt? — Es ist

---

*) Der Schluss dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde Guizot, alle revolutionären Mittel verschmähend, nur politischen Alliancen nachstreben. „Können wir trotz aller Opfer und Mäßigung den Frieden nicht aufrecht erhalten, so werden wir den Krieg als eine Macht (puissance) führen, und nicht als ein lärmender Haufen (cohue),“ — so äußerte sich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weßhalb ihm alle jene Leute gram sind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und sich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das sind namentlich die Journalisten, die ihrer Feder alle mögliche Hilfswirkung zutrauen. „Das Beste in der Welt ist eine baumwollene Nachtmütze,“ sagt der Bonnetier, und die Journalisten sagen: „Das Beste ist ein Zeitungsartikel!“ Wie sehr sie sich irren, erfuhren wir in jüngster Zeit, wo die propagandistischen Phrasen des „National,“ des „Courrier français“ und des „Constitutionnel“ so viel Mißsmuth in Deutschland erregten. Da waren die Väter weit praktischer; als sie die kosmopolitischen Ideen der Revolution in Gefahr sahen, suchten sie Hilfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht sehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitischen Ideen; — diese aber treiben nicht

so mächtig zur That wie jene begeisternden Erddünste, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die russische Alliance für die Franzosen heilsamer sei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Gesellschaftsform bedroht, erstere aber gefährdet das Wesen ihrer Gesellschaft selbst, ihr innerstes Lebensprincip, die Seele des französischen Volks.

XXVIII.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet sich unter den Franzosen die Meinung, dass Bellona's Drommeten dieses Frühjahr den Gesang der Nachtigallen überschmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müssen. Ich kann dieser Ansicht keineswegs beistimmen, und die süßeste Friedenshoffnung nistet beharrlich in meiner Brust. Es ist jedoch immer möglich, dass die Unglücksprophеten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorsichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Ist aber diese Gefahr überstanden, und ist gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann, glaube ich, ist Europa für lange Zeit vor den Schrecknissen eines Krieges geschützt, und wir dürfen uns eines langen,

dauernden Friedens versichert halten. Die Wirrnisse, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöst worden sein, und das niedrige Gezücht des Nationalhasses, das sich in den untern Schichten der Gesellschaft entwickelt hat, wird von der bessern Einsicht der Völker wieder in seinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wissen aber auch die Dämonen des Umsturzes diesseits und jenseits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radikale Partei, aus Angst vor der definitiven Befestigung der Orleans'schen Dynastie und ihrer auf lange Zeit gesicherten Dauer, die Wechselfälle des Kriegs herbeiwünscht, um nur die Chance eines Regierungswechsels zu gewinnen: so predigt jenseits des Rheins die radikale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einschläfernden und fesselnden Macht des Friedens brachte diese Leute zu dem verzweiflungsvollen Entschluß, das französische Volk (wie sie in ihrer Unschuld sich ausdrücken) aufzuopfern. Wir sagen es offen, weil uns dieser Heroismus eben so thöricht wie undankbar erscheint,

und weil wir unsägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die sich einbildet klüger zu sein, als alle Füchse der List! O ihr Thoren, ich rathe euch, legt euch nicht auf das gefährliche Fach der politischen Pfiffigkeit, seid deutsch ehrlich und menschlich dankbar, und bildet euch nicht ein, ihr werdet auf eigenen Beinen stehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die ihr habt auf dieser Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geschürt? [Ich weiß es nicht.] Ich glaube es nicht, und es will mich bedünken, die diplomatischen Wirrnisse seien mehr ein Resultat der Ungeschicklichkeit als des bösen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten sich schon jetzt zufrieden geben; — sie haben bereits genug Vortheile im Trüben erfischt. Für Deutschland und Frankreich jedoch ist der Krieg eben so unnöthig wie gefährlich; — die Franzosen besäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil sie sonst gegen etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, so lange sie nicht selber den Frieden brechen. Weder das deutsche Volk, noch das französische Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erst zu beweisen,

dass die Rodomontaden unsrer Deutschthümler, die nach dem Besitz von Elsass und Lothringen schreien, nicht der Ausdruck des deutschen Bauers und des deutschen Bürgers sind. Aber auch der französische Bürger und der französische Bauer, der Kern und die Masse des großen Volks, wünschen keinen Krieg, da die Bourgeoisie nur nach industriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiserperiode sehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muss.

Die kriegerischen Gelüste, die bei den Franzosen seit den Zeiten der Gallier so stürmisch loderten und brodelten, sind nachgerade ziemlich erloschen, und wie wenig die militärische furor francese jetzt bei ihnen vorherrschend, zeigte sich bei der Leichenfeier des Kaisers Napoleon Bonaparte*). Ich kann nicht mit den Berichterstattern überein-

*) Dieser Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wie folgt: „Es ist wahr, das Volk der Gallier hat zu allen Zeiten seine militärischen Gelüste nicht zu verhehlen gewusst. Aber diese sind heut zu Tage, wo nicht ganz erloschen, doch sicher ein bisschen abgekühlt worden, und die Volksstimmung bei der Leichenfeier des Kaisers Napoleon dürfte als ein neuer Beweis dieser Behauptung gelten."

Der Herausgeber.

stimmen, die in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das französische Volk bis in seine Tiefen erschütterten. Diese Gefühle waren aber nicht die des soldatischen Ehrgeizes und Stolzes, den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch [sehr gut] erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Zeitliche gesegnet, und*) es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängnisse zuschaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiss mit der Wehmuth der Pietät sah sie auf diesen goldenen Katafalk, worin gleichsam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingesargt lag! Da gab's mehr stumme Thränen als lautes Geschrei. Und dann war die ganze Erscheinung so fabelhaft, so märchenartig, dass man kaum seinen Augen traute, dass man zu

---

*) „Das Empire ist eben so todt wie der Kaiser selbst, und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms;" beginnt dieser Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

träumen glaubte. Denn dieser Napoleon Bonaparte, den man begraben sah, war für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexander's von Macedonien und Karl's des Großen, und jetzt, siehe! eines kalten Wintertags erscheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geisterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

Diese Nebel aber zerrannen wunderbar, sobald der Leichenzug in den Champs-Elysées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letzten Mal ihren Liebling, und streute rosige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit sanftem Mitleid bestrahlte sie die armen, spärlichen Überreste jener Legionen, die einst im Sturmschritt die Welt erobert, und jetzt mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwankten. Unter uns gesagt, diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Karikaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den todten Triumphator!

Die Muse der Geschichte hat diesen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als besondere

Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart ist jenes Ereignis minder wichtig*), und liefert nur den Beweis, dass der Geist der Soldateska bei den Franzosen nicht so blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenseits ihm nachschwatzt. Der Kaiser ist todt [und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, dass er todt ist.] Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt**) athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Über seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollespinner.

---

*) „ganz unwichtig," steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

**) „die neue Menschheit" steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

XXIX.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwischen Völkern, die eine freie Presse, unabhängige Parlamente und überhaupt die Institutionen des öffentlichen Verfahrens besitzen, können die Missverständnisse, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteisucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfnis emporwuchern. Wie diesseits, so haben auch jenseits des Kanals sich die edelsten Stimmen darüber ausgesprochen, dass nur frevelhafter Unverstand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt gestört; und während noch von Seiten der englischen Regierung durch die Schweigsamkeit der Thronrede das schlechte Verfahren gegen Frankreich gleichsam officiell fort-

gesetzt wird, protestiert dagegen das englische Volk durch seine würdigsten Repräsentanten, und gewährt den Franzosen die unumwundenste Genugthuung. Lord Brougham's Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine versöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf sich mit Recht rühmen, dass er ganz Europa einen großen Dienst erzeigt. Auch andre Lords, sogar Wellington, haben lobenswerthe Worte gesprochen, und Letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünsche und Gesinnungen seiner Nation. Die angedrohte Alliance der Franzosen mit Russland hat Seiner Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord ist nicht der Einzige, dem solche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unsern deutschen Gauen erschwingen sich die gemäßigten Tories zu einer bessern Erkenntnis der eigenen politischen Interessen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutschen Rüden, die schon das freudigste Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unsre christlich germanischen Nationalen erhalten die allerhöchste Weisung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die schreckliche Alliance betrifft, so steht sie gewiss noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, selbst gesteigert bis zum höchsten Hasse, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Russen hervorrufen.

An eine baldige Lösung der orientalischen Wirren glaube ich eben so wenig wie an die moskowitische Alliance. Vielmehr verwickeln sich die Verhältnisse in Syrien und Mehemed Ali spielt dort seinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es cirkulieren wunderliche, meistens aber widersprechende Gerüchte von den Listen, womit der Alte sein verlorenes Ansehen wieder zu erobern sucht. Sein Unglück ist die Überschlauheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichsten Lichte zu sehen. Er verfängt sich in den Fäden der eigenen Ränke. Z. B., indem er die Presse zu ködern wusste und über seine Macht allerlei trügerische Berichte in Europa ausposaunen ließ, gewann er zwar die Sympathie der Franzosen, die den Werth seiner Alliance überschätzten, aber er war zugleich selbst daran Schuld, dass die Franzosen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihilfe bis zum Frühjahr Widerstand zu leisten. Hiedurch ging er zu Grunde, nicht durch seine Tyrannei, wovon die „Allgemeine Zeitung" gewiss allzu grelle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt Jeder die kleinlichsten Eselstritte. Das Ungeheuer ist vielleicht nicht so schlecht, wie es die Leute, die er nicht bestochen hat oder nicht bestechen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen seiner großmüthigen Handlungen versichern, Mehe-

med Ali sei persönlich huldreich und gütig, er liebe die Civilisation, und nur die äußerste Nothwendigkeit, der Kriegszustand seiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpressungssystem, womit er seine Fellahs heimsuche. Diese unglücklichen Nilbauern seien in der That eine Herde von Jammergestalten, die, unter Stockschlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgesaugt werden. Aber Das sei, heißt es, altägyptische Methode, die unter allen Pharaonen dieselbe war, und die man nicht nach modern europäischem Maßstabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philanthropen könnte der arme Pascha mit denselben Worten zurückweisen, womit unsre Köchin sich entschuldigte, als sie die Krebse in allmählich siedendem Wasser lebendig kochte. Sie wunderte sich, dass wir dieses Verfahren eine unmenschliche Grausamkeit nannten und versicherte uns, die armen Thierchen seien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemed Ali von den Justizgreueln sprach, die in Damaskus verübt worden, fand er ihn zu den heilsamsten Reformen geneigt, und wären nicht die politischen Ereignisse allzu stürmisch dazwischen getreten, so hätte es der berühmte Advokat gewiss erreicht, den Pascha zur Einführung des europäischen Kriminalverfahrens in seinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemed Ali's gehen auch die stolzen Hoffnungen zu Grabe, worin muhammedanische Phantasie, zumal unter den Zelten der Wüste, sich so schwärmerisch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der bestimmt sei, dem schwachen Türkenregimente zu Stambul ein barsches Ende zu machen und, dort selber das Kalifat übernehmend, die Fahne des Propheten zu schützen. Und wahrhaftig, in seiner starken Faust wäre sie besser aufgehoben, als in den schwachen Händen des jetzigen Gonfaloniere des muhammedanischen Glaubens, der früh oder spät den Legionen und den noch gefährlichern Machinationen des Zars aller Reußen erliegen muss. Dem politischen und religiösen Fanatismus, worüber der russische Kaiser, der zugleich das Oberhaupt der griechischen Kirche ist, verfügen kann, hätte ein regeneriertes Reich der Moslemin unter Mehemed Ali oder einem sonstig neuen Dynasten mit ähnlicher Gewalt widerstanden, da ein eben so ungestüm fanatisches Element zu seiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erstorben, sondern nur im stillen Beduinenleben eingeschlafen, und oft wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneter Löwe draußen sein kriegerisches Gebrüll vernehmen ließ. — Diese Araber

harren vielleicht nur des rechten Rufs, um schlafgestärkt wieder aus ihren schwülen Einöden hervorzustürmen, wie ehemals. — Wir haben sie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondstandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konstantinopel jetzt der Tummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieser wäre das beste Bollwerk gegen jenes moskowitische Gelüste, das nichts Geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosporus die Schlüssel der Weltherrschaft zu erkämpfen oder zu erschleichen. Welch eine Macht besitzt bereits der Kaiser von Russland, den man wahrlich bescheiden nennen muss, wenn man bedenkt, wie stolz Andere an seiner Stelle sich gebärden würden. Aber weit gefährlicher, als der Stolz des Herrn, ist der Knechtschaftshochmuth seines Volks, das nur in seinem Willen lebt, und mit blindem Gehorsam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters sich selber zu verherrlichen glaubt. Die Begeisterung für das römisch-katholische Dogma ist abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthusiasten, und wir müssen uns wohl nach neuen, frischen Fanatismen umsehen, die wir dem slavisch-griechischen, orthodox absoluten Kaiserglauben entgegensetzen könnten!

Ach! wie schrecklich ist diese orientalische Frage, die bei jeder Wirrnis uns so höhnisch angrinst! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, schon jetzt vorbeugen, so haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortschritt des Übels zusehen, so haben wir die sichere Knechtschaft. Da ist ein schlimmes Dilemma. Wie sie sich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — sie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein sehr unkluges Fräulein bei der erlöschenden Lampe einschlafen — ihrer harrt kein Freudentag.

XXX.

Paris, den 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direkt auf den Leib und zerren daran so lange herum, bis sie entweder gelöst, oder als unauflösbar beseitigt wird. Das ist der Charakter der Franzosen, und ihre Geschichte entwickelt sich daher wie ein gerichtlicher Prozess. Welche logische, systematische Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der französischen Revolution! In diesem Wahnsinn war wirklich Methode, und die Historiographen, die nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menschlichen Leidenschaften wenig Spielraum gestattend, die tollsten Erscheinungen seit 1789 als ein Resultat der strengsten Nothwendigkeit darstellen — diese sogenannte fatalistische Schule ist in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher sind eben so wahrhaft wie leichtfasslich. Die

Anschauungs- und Darstellungsweise dieser Schriftsteller, angewendet auf Deutschland, würde jedoch sehr irrthumreiche und unbrauchbare Geschichtswerke hervorbringen. Denn der Deutsche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln sind, geht jeder bedeutenden politischen Frage so lange wie möglich aus dem Wege, oder sucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln sich unterdessen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordische, nur durch das Schwert gelöst werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutschen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, dass jener Missstand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzosen fehlt. Je unwissender ein Volk, desto leichter stürzt es sich in die Strömung der That; je wissenschaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, desto länger sondiert es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor stehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Untiefen oder vor der erkältenden Nässe, die einen gefährlichen Nationalschnupfen verursachen könnte. Am Ende ist auch wenig daran gelegen, dass wir solchermaßen nur langsam fortschreiten, oder durch Stillstand einige hundert Jährchen ver-

lieren, denn dem deutschen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine sehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzosen handeln so schnell und handhaben die Gegenwart mit solcher Eile, weil sie vielleicht ahnen, daſs für sie die Dämmerung heranbricht; hastig verrichten sie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle ist noch immer ziemlich schön, und die übrigen Völker sind doch nur das verehrungswürdige Publikum, das der französischen Staats- und Volkskomödie zuschaut. Dieses Publikum freilich wandelt zuweilen das Gelüste an, ein bißchen laut seinen Beifall oder Tadel auszusprechen, wo nicht gar auf die Scene zu steigen und mitzuspielen; aber die Franzosen bleiben doch immer die Hauptakteurs im großen Weltdrama, man mag ihnen Lorberkränze oder faule Äpfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich ist es aus“ — mit diesen Worten läuft hier mancher deutsche Korrespondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jerusalems; aber er selber fristet doch sein kümmerliches Leben durch Berichterstattung Dessen, was diese so gesunkenen Franzosen täglich schaffen und thun, und seine respektiven Kommittenten, die deutschen Zeitungsredaktionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalspalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber —

wie alle Völker, wie das Menschengeschlecht selbst — es ist nicht ewig, es hat vielleicht schon seine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die sich nicht ableugnen lässt; auf seiner glatten Stirn lagern sich diverse Runzeln, das leichtsinnige Haupt bekommt graue Haare, senkt sich sorgenvoll und beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeschluss über die Fortifikation von Paris beurkundet eine solche Übergangsperiode des französischen Volksgeistes. Die Franzosen haben in der letzten Zeit sehr Viel gelernt, sie verloren dadurch alle Lust des blinden Hinausstürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt sich selber zu Hause verschanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiserlichen Adlers ist ihnen der Gedanke gekommen, dass der bürger-königliche Hahn nicht unsterblich sei. Frankreich lebt nicht mehr in dem kecken Rausche seiner unüberwindlichen Obmacht; es ward ernüchtert durch das aschermittwochliche Bewusstsein seiner Besiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, ist schon halb gestorben! Die Befestigungswerke von Paris sind vielleicht der Riesensarg, den der Riese sich selber dekretierte in trüber Ahnung. Es mag jedoch

noch eine gute Weile dauern, ehe seine Sterbestunde schlägt, und manchem Nichtriesen dürfte er zuvor die tödlichsten Hiebe versetzen. Jedenfalls wird er einst durch die klirrende Wucht seines Hinsinkens*) den Erdboden schüttern machen, und noch furchtbarer als im Leben wird er durch seine posthumen Werke, als nachtwandelndes Gespenst, seine Feinde ängstigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerstörte, würden seine Bewohner, wie einst die Juden, sich in die ganze Welt zerstreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der gesellschaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befestigung von Paris ist das wichtigste Ereignis unserer Zeit, und die Männer, die in der Deputiertenkammer dafür oder dagegen stimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluß geübt. An diese enceinte continue, an diese forts détachés knüpft sich jetzt das Schicksal des französischen Volks. Werden diese Bauten vor dem Gewitter schützen, oder werden sie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden sie der Freiheit oder der Knechtschaft Vorschub leisten? Werden sie Paris

*) Hier findet sich in der französischen Ausgabe der Zwischensatz: „— geben die Götter, daß nie dieser verruchte Tag erscheine! —“

Der Herausgeber.

vor Überfall retten oder dem Zerstörungsrechte des Kriegs unbarmherzig bloßstellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber so Viel weiß ich, dass die Franzosen sich sehr gut schlagen würden, wenn sie einst Paris vertheidigen müssten gegen eine dritte Invasion. Die zwei frühern Invasionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu steigern. Ob Paris, wenn es befestigt gewesen wäre, jene zwei ersten Male widerstanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geschwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zaubermittel jener Idee, welche „Heere aus dem Boden stampft," entgegenzusetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Fessel zu brechen, womit er selber jene Idee angekettet; die Alliierten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in Freiheit setzten. Die französischen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht so dumm, gar nicht so närrisch, als sie dem bedrängten Imperator zu seiner Vertheidigung keinen Beistand leisteten, denn Dieser war ihnen weit gefährlicher*), als alle

*) Der Anfang dieses Satzes lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlicher: „Nicht die Re-

jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mussten und nur einen matten Statthalter hinterließen, dessen man sich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Julius 1830 wirklich geschah, seit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris installiert wurden. Die Macht jener Ideen ist es, die einer dritten Invasion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewitzigt durch bittere Erfahrungen, [nicht mehr auf die Allgewalt der Begeisterung rechnet, sondern] auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verschmäht.

Hier stoßen wir auf die Spaltung, welche in diesem Augenblick unter den Männern der radikalen Partei in Betreff der Befestigung von Paris herrscht und die leidenschaftlichsten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraktion der Republikaner, die durch den „National" repräsentiert wird,

---

volution ward überwunden Anno 1814 und 1815, sondern ihr gekrönter Kerkermeister, und die Manifeste, welche erklärten, daß man nur gegen Napoleon Bonaparte Krieg führe, enthielten viel mehr Wahrheit, als ihre Verfasser ahnen mochten. Die französischen Liberalen hatten damals ganz Recht, als sie dem liberticiden Imperator zu seiner Vertheidigung keinen Beistand leisteten, denn Dieser war für die Revolution weit gefährlicher, ꝛc."

Der Herausgeber.

den Gesetzvorschlag der Befestigung am wirksamsten verfochten. Eine andere Fraktion, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt sich dagegen mit dem wildesten Zorn, und da sie in der Presse nur wenige Organe besitzt, so ist bis jetzt die „Revue du Progrès“ das einzige Journal, wo sie sich aussprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel flossen aus der Feder Louis Blanc's*), und sind der höchsten Beachtung werth. Wie ich höre, beschäftigt sich auch Arago mit einer Schrift über denselben Gegenstand. Diese Republikaner sträuben sich gegen den Gedanken, daſs die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müsse, sie sehen darin eine Schwächung der moralischen Wehrmittel, eine Erschlaffung der frühern dämonischen Energie, und sie möchten lieber, wie einst der gewaltige Konvent, den Sieg dekretieren, als Sicherheitsanstalten treffen gegen die Niederlage. Es sind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausschusses, welche diesen Leuten vorschweben, statt daſs die Messieurs des „National“ vielmehr die Traditionen der Kaiserzeit im Sinne tragen. Ich sagte eben „Messieurs,“ denn Dies ist der Spott-

*) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

name, womit Jene, die sich Citoyens nennen, ihre Antagonisten titulieren. Terroristisch sind im Grunde beide Fraktionen, nur daß die Messieurs des „National“ lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agieren möchten. Es ist leicht begreiflich, daß Erstere eine große Sympathie für einen Gesetzvorschlag empfinden mussten, wodurch die Revolution zur Zeit der Noth in einem rein militärischen Gewande erscheinen könnte und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit sich der „National“ für die Befestigung von Paris aussprach.

Sonderbar! diesmal begegneten sich der „National,“ der König und Thiers in dem heißesten Wunsche für dieselbe Sache. Und doch ist dieses Begegnis sehr natürlich. Lasst uns durch Zumuthung arglistiger Hintergedanken keinen von diesen Dreien verleumden. Wie sehr auch persönliche Neigungen im Spiele sind, so handelten doch alle Drei zunächst im Interesse Frankreichs; Ludwig Philipp eben so gut, wie Thiers und die Herren des „National.“ Jedoch, wie gesagt, persönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieser abgesagte Feind des Krieges, des Zerstörens, ist ein eben so leidenschaftlicher Freund des Bauens, er liebt Alles, wobei

Hammer und Kelle in Bewegung gesetzt wird, und der Plan der Befestigung von Paris schmeichelte dieser angebornen Passion. Aber Ludwig Philipp ist auch der Repräsentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo diese bedroht wird, steht seine eigene Existenz in Frage. Er muss sich in Paris halten um jeden Preis. Denn bemächtigen sich die fremden Potentaten seiner Hauptstadt, so würde seine Legitimität ihn nicht so inviolabel schüzzen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo sie sind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Fiele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, so würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber schwerlich um eine Restauration zu versuchen zu Gunsten Ludwig Philipp's, welcher im Julius 1830 König der Franzosen ward, nicht parceque Bourbon, sondern quoique Bourbon*)! Dies fühlt der kluge Herrscher, und er verschanzt sich in seinem Mala-

*) Der Schluss dieses Absatzes lautet in der französischen Ausgabe: „Das fühlt der Sohn des Laertes, und desshalb verschanzt er sich in seinem Ithaka. Außerdem ist es der feste Glaube des Königs, dass diese Befestigung für Frankreich nothwendig, und er ist vor Allem Patriot, wie jeder König, selbst der schlechteste."

Der Herausgeber.

partus. Daß die Befestigung von Paris, wie für ihn selber, so auch für Frankreich heilsam und nothwendig, ist sein fester Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbsterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König ist ja ein natürlicher Patriot und liebt sein Land, in dessen Geschichte sein Leben wurzelt und mit dessen Schicksalen es verwachsen ist. Ludwig Philipp ist ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkischen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus sich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie*), die mehr vom historischen Stammesstolze, vom mittelalterlichen Adelthum beseelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da diese Vaterlandsliebe von den Franzosen als die höchste Tugend angesehen wird, so war es

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluß dieses Absatzes: „Es giebt keinen Unterlieutenant in der Armee, der von besserer Vaterlandsliebe beseelt wäre, als der jetzige Herzog von Orleans oder seine Brüder, die Prinzen vom echtesten französischen Geblüt. Das gewährt einige Sicherheit für die königliche Zukunft der jetzigen Dynastie; denn was die Franzosen am meisten schätzen, ist Liebe für Frankreich."

Der Herausgeber.

eine sehr wirksame Büberei, dass die Feinde des Königs seine patriotischen Gesinnungen durch verfälschte Briefe verdächtigten. Ja, diese famosen Briefe sind zum Theil verfälscht, zum Theil ganz falsch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber diese Leute sind immer die Düpes der Legitimisten, welche die Waffen schmieden, womit Jene das Leben oder den Leumund des Königs zu meucheln suchen. Der Republikaner ist immer bereit, sein Leben bei jeder gefährlichen Unthat aufs Spiel zu setzen; aber er ist doch nur ein täppisches Werkzeug fremder Erfindsamkeit, die für ihn denkt und rechnet; man kann im wahren Sinne des Wortes von den Republikanern behaupten, dass sie das Pulver nicht erfunden haben, womit sie auf den König schießen.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl besitzt und begreift, übt den unwiderstehlichsten Zauber auf die Masse, und kann sie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen*), und sie in alle möglichen Uniformen stecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Livrée der Knechtschaft. Das war das Geheimnis Napoleon's, und sein Geschichtschreiber Thiers hat es ihm abgelauscht, abgelauscht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verstande; denn nur das Gefühl versteht das Gefühl. Thiers ist wahrhaft durchglüht vom französischen Nationalgefühl, und wer Dieses gemerkt hat, versteht seine Macht und Unmacht, seine Irrthümer und Vorzüge, seine Größe und Kleinheit, und sein Anrecht auf die Zukunft. Dieses Nationalgefühl erklärt alle Akte seines Ministeriums — hier sehen wir die Translation der kaiserlichen Asche, die glorreichste Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Vertretung jenes kläglichen Konsuls von Damaskus, welcher mittelalterliche Justizgreuel unterstützte, aber ein Repräsentant von Frankreich war; hier sehen wir das leichtsinnigste Aufbrausen und Alarmschlagen, als der Londoner Traktat divulgiert und Frankreich beleidigt ward, und daneben die besonnene Aktivität der Bewaffnung und jenen kolossalen Entschluß der Fortifikation von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieses Beginnen auch nachträglich das Gesetz in der Kammer eroberte. Nie sprach er mit größerer Beredsamkeit, nie hat er mit feinerer Taktik einen parlamentarischen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten

Augenblick war die Entscheidung sehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte schnell die Gefahr, die dem Gesetz drohte, und ein improvisiertes Amendement gab den Ausschlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Gesetzentwurf an den Tag legte, nur egoistischen Motiven zuschrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Herr Thiers ist durchdrungen von diesem Gefühle. Er ist ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er sich gern darstellt. Mit dieser Kindschaft hat es freilich seine Richtigkeit, die Revolution ist seine Mutter, aber man darf nicht überschwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächst das Vaterland, und ich glaube, er würde diesem Gefühle alle mütterlichen Interessen [, nämlich die der Revolution, unbedingt] aufopfern. Sein Enthusiasmus ist gewiss sehr abgekühlt für den ganzen Freiheitsspektakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in seiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geschichtschreiber alle Phasen desselben im Geiste mitgelebt, als Staatsmann musste er mit der fortgesetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht selten mag diesem Sohn der Revolution die Mutter sehr lästig, sehr fatal ge-

worden sein; denn er weiß sehr gut, dass die alte Frau kapabel wäre, ihm selber den Kopf abschlagen zu lassen. — Sie ist nämlich nicht von sanftem Naturell; ein Berliner würde sagen: Sie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne sie zuweilen schlecht behandeln, so muss man nicht vergessen, dass sie selber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewiesen und die besten immer ermordet hat*).

[Wir sind gesonnen, Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und von Herrn Thiers nicht Dinge zu verlangen, die nicht in seinem Wesen liegen und mit seiner Geschichte unvereinbar sind. Wir haben seinen Patriotismus gerühmt, wir wollen auch seine Genialität anerkennen. Sonderbar genug ist es, dass diese heterogenen Vorzüge in diesem Manne vereinigt sind. Ja, er ist nicht bloß ein patriotischer Franzose, sondern auch ein Mensch von Genie, und manchmal, wenn er zu diesem Bewusstsein gelangt, vergisst er sein beschränkt örtliches Nationalgefühl, es ergreift ihn die Ahnung eines,

---

*) In der französischen Ausgabe findet sich hier noch der Satz: „Comme il y a des enfants terribles, il y a aussi des mères terribles; et vous, maman, vous êtes de ce nombre!“

Der Herausgeber.

so zu sagen, zeitlichen Weltbürgerthums, und in solchem Momente sprach er einst die merkwürdigen Worte: „Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieses ist ein Vaterland, das ich in der Zeit besitze.“]

XXXI.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputiertenkammer über das literarische Eigenthum sind sehr unersprießlich. Es ist aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daſs die heutige Gesellschaft, die auf dem Eigenthumsrechte basiert ist, auch den Geistern eine gewisse Theilnahme an solchem Besitzprivilegium gestatten möchte, aus Billigkeitsgefühl oder vielleicht auch als Bestechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Ist das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über solche Frage, und freue mich nur darüber, daſs ihr dem armen Dochte, der sich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für sein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienst!

Das Schicksal des Mehemed Ali wird hier weniger besprochen, als man glauben sollte; doch will es mich bedünken, als herrsche in den Gemüthern ein um so tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Ansehen der Franzosen im Orient geht verloren, und dieser Verlust wirkt auch misslich auf ihre occidentalischen Verhältnisse; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikanischen Händel sich so bedenklich gestalteten, ward von englischer Seite die Ausgleichung der ägyptischen Erblichkeitsfrage aufs emsigste betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Besten des Paschas zu agieren*); das Ministerium

---

*) Statt der oben nachfolgenden Zeilen, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung weiter: „wir wollen sehen, was für ihn geschieht und ob man ihm die volle Erblichkeit seines Paschaliks auswirkt und sichert. Aber auch im Falle diese Erblichkeit für Mehemed Ali eine Wahrheit wird, ist seine Macht ganz zu Grunde gerichtet, und er wird nimmermehr der Macht des Sultans das Gleichgewicht halten können, wie früher, wo vielleicht eben durch das Gleichgewicht der beiden Gegner die Ruhe der türkischen Provinzen erhalten wurde. Die Statthalter derselben verharrten bei dem schwachen Großherrn, weil sie sich vor den übermächtigen Vasallen fürchteten; oder auch sie warteten auf den Ausgang des großen Zweikampfs, unentschlossen zum Ab-

scheint aber Nichts gethan zu haben, um den getreusten Alliierten zu retten.

Die amerikanischen Händel sind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptische Erblichkeitsfrage so bald als möglich abzufertigen und somit die französische Diplomatie wieder in den Stand zu setzen, an den Berathungen und Beschlüssen der europäischen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellenfrage steht drohend vor der Thür, verlangt schnelle Entscheidung, und

fall wie zum Übertritt, im Zaum gehalten durch den Respekt, womit sie schon dem einstigen Sieger huldigten. Die Gegenwart gehorchte gewissermaßen einer Autorität der Zukunft. Jetzt ist auch dieses Bindungsmittel zerstört, Jeder weiß, daß der Pascha nimmermehr zur Alleinherrschaft gelangt, Jeder weiß auch, daß die gepriesene Oberhoheit des Sultans nur eine glänzende Scheinmacht ist, eine morgenländische Ferman-Hyperbel, eine occidentalische Protokolltäuschung, und Stück vor Stück wird jetzt das ganze Türkenreich auseinanderfallen, wie einst das ältere Kalifat.

„Wird aber unter diesen Umständen die Ruhe im Orient dergestalt begründet werden können, daß die Konflikte nicht bis zu uns fortwirken? Ich fürchte, die vielbelobte Pacifikation, wodurch der Pascha geschwächt und der Sultan nicht gestärkt worden, giebt eben das Signal zu der allgemeinen Auflösung des osmanischen Reiches und zu dem Beginn des großen Erbfolgestreits!" —

Der Herausgeber.

hier rechnen die Engländer auf die konferentielle Stütze des französischen Kabinetts, dessen Interessen bei dieser Gelegenheit mit ihren eigenen übereinstimmen, Rußland gegenüber*).

Ja, die sogenannte Dardanellenfrage ist von der höchsten Wichtigkeit, und nicht bloß für die erwähnten Großmächte, sondern für uns Alle, für den Kleinsten wie für den Größten, für Reuß-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben so gut wie für das allmächtige Österreich, für den geringsten Schuhflicker wie für den reichsten Lederfabrikanten; denn das Schicksal der Welt selbst steht hier in

*) Der nachfolgende Theil dieses Briefes fehlt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dagegen enthält Letztere noch die Stelle: „Welcher Ausgang steht von dem Zwist mit Amerika zu erwarten? In keinem Fall ein brillanter. Selbst wenn in der Person des Mc Leod das ganze englische Volk gleichsam in effigie gehenkt würde, dürfte sich John Bull doch noch lange besinnen, ehe er eine ernste Boxerei mit Jonathan begänne. Er ist vor allen Dingen ein berechnender Geschäftsmann, und eine Ehrensache lockt ihn nicht unwiderstehlich, wenn dabei materiell mehr zu verlieren als zu gewinnen ist, wie hier der Fall. Obgleich wir beide Völker des Egoismus nicht sonderlich lieben, so wollen wir doch nicht wünschen, daß es zwischen ihnen zum Kriege komme — der Krieg ist eine ansteckende Krankheit."

Der Herausgeber.

Frage, und diese Frage muß an den Dardanellen gelöst werden, gleichviel in welcher Weise. So lange Dieses nicht geschehen, kränkelt Europa an einem heimlichen Übel, das ihm keine Ruhe lässt, und das, je später, desto entsetzlicher am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage ist nur ein Symptom der orientalischen Frage selbst, der türkischen Erbschaftsfrage, des Grundübels, woran wir siechen, des Krankheitsstoffs, der im europäischen Staatskörper gährt, und der leider nur gewaltsam ausgeschieden, vielleicht nur mit dem Schwert ausgeschnitten werden kann. Wenn sie auch von ganz andern Dingen sprechen, so schielen doch alle Machthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konstantinopel — das Gebreste hat viele Namen. Wäre im europäischen Staatsrechte das Princip der Volkssouveränetät sanktioniert, so könnte das Zusammenbrechen des osmanischen Kaiserthums nicht für die übrige Welt so gefährlich sein, da alsdann in dem aufgelösten Reiche die einzelnen Völker sich bald ihre besondern Regenten selbst erwählen und sich so gut als möglich fortregieren lassen würden. Aber im allergrößten Theil Europa's herrscht noch das Dogma des Absolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürsten sind, und dieses Eigen-

thum durch das Recht des Stärkern, durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar ist. — Was Wunder, dass keiner der hohen Potentaten den Russen die große Erbschaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländischen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er sieht, wie die Barbaren des Nordens sich gütlich thun, und der kleinste deutsche Duodezfürst wird wenigstens auf ein Biergeld Anspruch machen. Das sind die menschlichen Antriebe, wesshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muss. Die politischen Beweggründe, warum hauptsächlich England, Frankreich und Österreich nicht erlauben können, dass Russland sich in Konstantinopel festsetze, sind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, ist aber vor der Hand vertagt. Kurzsichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, sind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstage. Besonders unsre Financiers sehen wieder Alles im lieblichsten Hoffnungslichte. Auch der größte derselben scheint sich solcher Täuschung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothschild, welcher seit einiger Zeit etwas unpässlich schien, ist jetzt wieder ganz hergestellt

und sieht gesund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börse, welche sich auf die Physiognomie des großen Barons so gut verstehen, versichern uns, dass die Schwalben des Friedens in seinem Lächeln nisten, dass jede Kriegsbesorgnis aus seinem Gesichte verschwunden, dass in seinen Augen keine elektrischen Gewitterfünkchen sichtbar seien, und dass also das entsetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, sich gänzlich verzogen habe. Er niese sogar den Frieden. Es ist wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn von Rothschild meine Aufwartung zu machen, strahlte er vom erfreulichsten Wohlbehagen, und seine rosige Laune ging fast über in Poesie; denn, wie ich schon einmal erzählt, in solchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluss seines Humors in Reimen ausströmen zu lassen. Ich fand, dass ihm das Reimen diesmal ganz besonders gelang; nur auf „Konstantinopel“ wusste er keinen Reim zu finden, und er kratzte sich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich selbst auch ein Stück Poet bin, so erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob sich nicht auf „Konstantinopel“ ein russischer „Zobel“ reimen ließe? Aber dieser Reim schien ihm sehr zu missfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte

dadurch ein europäischer Krieg entstehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm selber eine Menge Geld kosten würde.

Herr von Rothschild ist in der That der beste politische Thermometer; ich will nicht sagen Wetterfrosch, weil das Wort nicht hinlänglich respektvoll klänge. Und man muss doch Respekt vor diesem Manne haben, sei es auch nur wegen des Respektes, den er den meisten Leuten einflößt. Ich besuche ihn am liebsten in den Büreaux seines Komptoirs, wo ich als Philosoph beobachten kann, wie sich das Volk, und nicht bloß das Volk Gottes, sondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das ist ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es selbst dem besten Akrobaten schwer fiele. Ich sah Leute, die, wenn sie dem großen Baron nahten, zusammenzuckten, als berührten sie eine voltaische Säule. Schon vor der Thür seines Kabinetts ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einst Moses auf dem Horeb empfunden, als er merkte, dass er auf heiligem Boden stand. Ganz so wie Moses alsbald seine Schuhe auszog, so würde gewiss mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatkabinett des Herrn von Rothschild zu betreten wagt, vorher seine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, dass alsdann

seine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieser Missduft inkommodieren dürfte. Jenes Privatkabinett ist in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeers oder des gestirnten Himmels — wir sehen hier, wie klein der Mensch und wie groß Gott ist! Denn das Geld ist der Gott unserer Zeit, und Rothschild ist sein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonierter Bedienter das Nachtgeschirr desselben über den Korridor, und ein Börsenspekulant, der in demselben Augenblick vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Respekt zu sagen, der Respekt gewisser Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, dass er mit der Zeit ein Millionär sein wird. Als ich einst dem Herrn * erzählte, dass ich mit dem Baron Rothschild in den Gemächern seines Komptoirs en famille zu Mittag gespeist, schlug Jener mit Erstaunen die Hände zusammen, und sagte mir, ich hätte hier eine Ehre genossen, die bisher nur den Rothschilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürsten zu Theil geworden, und die er selbst mit der Hälfte seiner Nase einkaufen würde.

Ich will hier bemerken, daß die Nase des Herrn *, selbst wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Komptoir des Herrn von Rothschild ist sehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaserne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts Andres zu thun als zu arbeiten — ist jüngst sehr verschönert worden. Auf dem Kamin steht jetzt die Marmorbüste des Kaisers Franz von Östreich, mit welchem das Haus Rothschild die meisten Geschäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büsten von allen europäischen Fürsten anfertigen lassen, die durch sein Haus ihre Anleihen gemacht, und diese Sammlung von Marmorbüsten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger sein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothschild seine Walhallagenossen in Reimen oder im ungereimten königlich bairischen Lapidarstil feiern wird, ist mir unbekannt.

XXXII.

Paris, den 29. April 1841.

Ein eben so bedeutungsvolles wie trauriges Ereignis ist das Verdikt der Jury, wodurch der Redakteur des Journals „La France“ von der Anklage absichtlicher Beleidigung des Königs [gänzlich] freigesprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meisten beklagen soll! Ist es jener König, dessen Ehre durch verfälschte Briefe befleckt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere sich in der öffentlichen Meinung rehabilitieren kann? Was jedem Andern in solcher Bedrängnis gestattet ist, bleibt ihm grausam versagt. Jeder Andere, der sich in gleicher Weise durch falsche Briefe von landesverrätherischem Inhalt dem Publikum gegenüber bloßgestellt sähe, könnte es dahin bringen, sich förmlich in Anklagezustand setzen zu lassen, und

in Folge seines Processes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigste zu erweisen. Eine solche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfassung für unverletzlich erklärt und nicht persönlich vor Gericht zu stellen erlaubt. Noch weniger ist ihm das Duell gestattet, das Gottesurtheil, das in Ehrensachen noch immer eine gewisse justificierende Geltung bewahrt; Ludwig Philipp muss ruhig auf sich schießen lassen, darf aber nimmermehr selbst zur Pistole greifen, um von seinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben so wenig kann er im üblich patzigen Stile eine abgedrungene Erklärung gegen seine Verleumder in den respektiven Landeszeitungen inserieren lassen; denn, ach! Könige, wie große Dichter, dürfen sich nicht auf solchem Wege vertheidigen und müssen alle Lügen, die man über ihre Person verbreitet, mit schweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das schmerzlichste Mitgefühl für den königlichen Dulder, dessen Krone nur eine Zielscheibe der Verleumdung, und dessen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar, wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder soll ich noch weit mehr euch bedauern, ihr Legitimisten, die ihr euch als die auserwählten Paladine des Royalismus gebärdet, und dennoch in der Person Ludwig Philipp's das Wesen

des Königthums, das königliche Ansehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit euch, wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, die ihr durch solchen Frevel zunächst auf eure eignen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Umsturz der Monarchie harrt euer wieder daheim das Beil und in der Fremde der Bettelstab. Ja, euer Schicksal wäre jetzt noch weit schmählicher als in früheren Tagen; euch, die gefoppten Kompères eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn tödten, sondern mit höhnischem Gelächter, und in der Fremde würde man euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverschuldeten Unglück gebührt, sondern mit Geringschätzung das Almosen hinreichen.

Was soll ich aber von den guten Leuten der Jury sagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheisen legten an das Fundament des eignen Hauses? Der Grundstein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutik ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und schmachvolle Verdikt heillos gelockert. Die ganze verderbliche Bedeutung dieses Verdikts wird jetzt allmählich erkannt, es ist das unaufhörliche Tagesgespräch, und mit Entsetzen sieht man, wie der fatale Ausgang des Processes ganz systematisch ausgebeutet wird. Die verfälschten Briefe haben jetzt eine legale Stütze,

und mit der Unverantwortlichkeit steigt die Frechheit bei den Feinden der bestehenden Ordnung. In diesem Augenblick werden lithographierte Kopien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Arglist reibt sich vergnügt die Hände ob des gelungenen Meisterstücks. Die Legitimisten rufen Viktoria, als hätten sie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Kontemporäne, die Wittwe der großen Armee, die verrufene Madame de St. Elme, das Banner trug! Der edle Baron Larochejaquelin beschirmte mit seinem Wappenschild diese neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Reinheit? Vor Allen aber verdankt man diesen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienstmann der legitimistischen Ritterschaft *), der immer geistreich spricht, gleichviel für welche schlechte Sache.

Indessen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereignissen alle ihre Konsequen-

*) „der immer sehr gut ficht und gut bezahlt wird.“ schließt dieser Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — In der französischen Ausgabe (wo diese Zeilen zugleich den Schluß des Briefes bilden) heißt es: „dessen Honorar, wie exorbitant es auch sei, niemals die Höhe seines unschätzbaren Talentes erreichen wird.“

Der Herausgeber.

zen unmittelbar abgepresst werden, geht die böse Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilsamen Gegenwirkung. Und Dieses zeigt sich auch bei Gelegenheit jenes unglückseligen Verdikts. Die argen Folgen desselben werden für den Moment einigermaßen neutralisiert durch den Jubel und das Siegesgeschrei, das die Legitimisten erheben; das Volk hasst sie so sehr, dass es all seinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergisst, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphieren. Der schlimmste Vorwurf, der gegen den König in jüngster Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, dass man ihn beschuldigte, er betreibe allzu eifrig seine Aussöhnung mit den Legitimisten und opfre ihnen die demokratischen Interessen. Desshalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch diese frondierenden Edelleute widerfuhr, zunächst eine gewisse Schadenfreude bei der Bourgeoisie, die, angehetzt durch die Journale des unzufriedenen Mittelstandes, von den reaktionären Vorsätzen des jetzigen Ministeriums die verdriesslichsten Dinge fabelt.

Welche Bewandtnis hat es aber mit jenen reaktionären Vorsätzen, die man absonderlich Herrn Guizot zuschreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben schenken. Guizot ist der Mann des Widerstandes, aber

nicht der Reaktion. Und seid überzeugt, dass man ihn ob seines Widerstandes nach oben schon längst verabschiedet hätte, wenn man nicht seines Widerstandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geschäft ist die thatsächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoisie, das von den marodierenden Nachzüglern der Vergangenheit eben so grimmig bedroht wird, wie von der plünderungssüchtigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, und [ach!] Niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarsten wahrlich zeigen sich gegen ihn eben jene guten Bürger, die seine starke Hand schirmt und schützt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenschaften er nie gemeinschaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, diese Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'sche Witze, er ist nicht industriell, und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt sehr hoch, und ein melancholischer Stolz spricht aus allen seinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Besseres thun, als für dieses Lumpenpack in mühsamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!" Das ist in der That der Mann, der nicht sehr zärtlich um Popularität buhlt, und sogar den Grundsatz aufgestellt hat, dass ein guter Minister unpopulär sein müsse.

Er hat nie der Menge gefallen wollen, sogar nicht in jenen Tagen der Restauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichsten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne seine denkwürdigen Vorlesungen hielt und der Beifall der Jugend sich ein bißchen allzu stürmisch äußerte, dämpfte er selber diesen huldigenden Lärm mit den strengen Worten: „Meine Herren, auch im Enthusiasmus muß die Ordnung vorwalten!“ Ordnungsliebe ist überhaupt ein vorstechender Zug des Guizot'schen Charakters, und schon aus diesem Grunde wirkte sein Ministerium sehr wohlthätig in der Konfusion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieser Ordnungsliebe nicht selten der Pedanterie beschuldigt, und ich gestehe, der schroffe Ernst seiner Erscheinung wird gemildert durch eine gewisse anklebende gelehrte Magisterhaftigkeit, die an unsere deutsche Heimat, besonders an Göttingen, erinnert*). Er ist eben so

---

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet sich folgender Schluß dieses Briefes: „Es herrscht wirklich etwas Deutsches in seinem Wesen, aber Deutsches von der besten Art: er ist grundgelehrt, grundehrlich, allgemein menschlich, universell. — Wir Deutschen, die wir stolz auf Guizot sein würden, wenn er wirklich unser Landsmann wäre, wir sollten ihm als französischem Minister wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo seine persönliche Würde in Frage

wenig reaktionär wie Hofrath Heeren, Tychsen oder Eichhorn Solches gewesen — aber er wird nie er-

---

steht. In dieser Beziehung kann ich mich nicht genug wundern, wie ehrenhafte Leute in Deutschland auf den Gedanken geriethen, als habe die deutsche Presse von der Intervention eines solchen Mannes Etwas zu befürchten. Ich weiß nicht, welche Bewandtnis es hat mit den Beklagnissen der „Oberdeutschen Zeitung;" aber ich weiß, daß nur Irrthum oder böswillige Auslegung im Spiele sein kann, wenn man einen Guizot für den Instigator von Beschränkungen hält, womit ein deutsches Blatt von seiner örtlichen Censurbehörde bedroht worden sei. Einen solchen Vorwurf las ich in der gestern hier angekommenen 113ten Nummer der „Allgemeinen Zeitung." Ich habe nicht die Ehre, dem Herrn Guizot persönlich nahe zu stehen, sonst würde ich gewiß jenem unwürdigen Vorwurf mit bestimmteren Angaben widersprechen können. So Viel kann ich jedoch behaupten: mehr als irgend Jemand in Frankreich hegt Herr Guizot die größten Sympathien für die Unabhängigkeit des deutschen Schriftthums und die freie Entwicklung des deutschen Geistes, und in diesem Bewusstsein glaubt er sich unserer intelligenten Anerkennung so sicher, daß er jüngst einem meiner Landsleute das naive Kompliment machte: „Ein Deutscher wird mich nimmermehr für reaktionär halten.""

Die Bemerkung Heine's über die Anschuldigung, Guizot sei der Instigator der erwähnten Preßfreiheits-Beschränkungen in Deutschland, war bei dem Abdruck in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von der redaktionellen Note begleitet: „Schon ein früheres Schreiben eines andern un-

lauben, daſs man die Pedelle prügle oder ſich ſonſtig auf der Weenderſtraße herumbalge und die Laternen zerſchlage.

ſerer Pariſer Korreſpondenten verſicherte, daſs Herr Guizot keinen Theil an jenem von öffentlichen Blättern berichteten diplomatiſchen Schritt habe.“

Der Herausgeber.

XXXIII.

Paris, den 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Sektion des Institut-royal, welche sich Académie des sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigsten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, sowie durch das Personal, das manchmal dort seinen Sitz nimmt, so oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnert. In der That, die andern Sektionen des Instituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greisenhafter Ohnmacht, aber die oben erwähnte Académie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Frische und Kraft. Es herrscht in dieser letzten Sektion ein großartiger Sinn, während die Ein-

richtung und der Gesammtgeist des Institut-royal sehr kleinlich ist. Ein Witzling bemerkte sehr richtig: „Diesmal ist der Theil größer als das Ganze.“ In der Versammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz besonders jugendliche Regung; Cousin, welcher präsidierte, sprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht sehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtnis des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Konventglieds, zu feiern hatte, sprach so blühend schön wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen Secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin vielleicht mehr um zu sehen als um zu hören, und da viele darunter sehr hübsch sind, so wirkt ihr Anblick manchmal störend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignet'schen Rede ganz ausschließlich, denn der berühmte Geschichtschreiber der Revolution sprach wieder über einen der wichtigsten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzosen umgestaltet, und jedes Wort war hier ein Resultat interessanter Forschung. Ja, Das war die Stimme des Geschichtschreibers,

des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es schien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urtheilssprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete sich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Akademikers. Und dann ist Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mussten die Tagesverhältnisse berücksichtigt werden bei der Besprechung der jüngsten Vergangenheit. Es ist eine bedenkliche Aufgabe, den überstandenen Sturm zu beschreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt sind. Das französische Staatsschiff ist vielleicht noch nicht so wohl geborgen, wie der gute Mignet meint. Unfern vom Redner, auf einer der Bänke mir gegenüber, sah ich Herrn Thiers, und sein Lächeln war für mich sehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behagnis von der definitiven Begründung der modernen Zustände sprach — so lächelt Äolus, wenn Daphnis am windstillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläst!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in Kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiss erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lektüre den lebendigen Vortrag ersetzen, der, wie eine tiefsinnige

Musik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beständig im Gedächtnis eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hinwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken ist. Er bemerkte nämlich, wie ersprießlich es sei, dass das neue Gesetzbuch der Franzosen von Männern abgefasst worden, die aus den wilden Drangsalen der größten Staatsumwälzung so eben hervorgegangen, und folglich die menschlichen Passionen und zeitlichen Bedürfnisse gründlichst kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir diesen Umstand, so will es uns bedünken, als begünstigte derselbe ganz besonders die jetzige französische Legislation, als verliehe er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und dessen Kommentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Kasuisten angefertigt sind, sondern von glühenden Menschheitsrettern, die alle Leidenschaften in ihrer Nacktheit gesehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung hat die philosophische Schule in Deutschland eben so unrichtige Begriffe, wie die historische; erstere ist todt, und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Cousin vorigen Sonnabend die Sitzung der Akademie eröffnete, athmete einen Freiheitssinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er ist übrigens in diesen Blättern von einem unsrer Kollegen so reichlich gelobhudelt worden, dass er vor der Hand Dessen genug haben dürfte. Nur so Viel wollen wir erwähnen, dass der Mann, den wir früherhin nicht sonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine währliche Zuneigung, aber eine bessere Anerkennung einflößte. Armer Cousin, wir haben dich früherhin sehr malträtiert, dich, der du immer für uns Deutsche so liebreich und freundlich warest. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutschen Schule, der Freund Hegel's, unser Victor Cousin, in Frankreich Minister war, brach in Deutschland gegen die Franzosen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich schwindet und vielleicht einst unbegreiflich sein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbst, begegnete ich Herrn Cousin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferstichladen stand und die dort ausgestellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus ihren Angeln gerissen, der Kanonendonner von Beirut, wie eine Sturmglocke, weckte alle Kampflust des Orients und des Occidents, die Pyramiden Ägyp-

tens zitterten, diesseits und jenseits des Rheins wetzte man die Säbel — und Victor Cousin, damaliger Minister von Frankreich, stand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die stillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und sprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutscher Kunst und Wissenschaft, von unserem Gemüth und Tiefsinn, von unserer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels willen," unterbrach er sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, „was bedeutet die Raserei, womit ihr in Deutschland jetzt plötzlich gegen uns schreit und lärmt?" Er konnte diese Berserkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff Nichts davon, und, Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erschöpften wir uns in lauter Konjekturen über die letzten Gründe jener Feindseligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Cousin mich verließ, um sich bei Marquis ein Pfund Chocolade zu kaufen.

Ich konstatiere mit besonderer Vorliebe die kleinsten Umstände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutschlands bei den französischen Staatsmännern finde. Daß wir Dergleichen bei Guizot antreffen, ist leicht erklärlich, da seine Anschauungsweise der unsrigen verwandt

ist, und er die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volks sehr gründlich begreift. Dieses Verständnis versöhnt ihn vielleicht auch mit unsern beiläufigen Verkehrtheiten; die Worte: „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ las ich dieser Tage auf dem Petschaft einer schönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritanischem Charakter sein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geist ist auch nicht poesiefeindlich eng und dumpf; dieser Puritaner war es, welcher den Franzosen eine Übersetzung des Shakspeare gab, und als ich vor mehren Jahren über den brittischen Dichterkönig schrieb, wusste ich den Zauber seiner phantastischen Komödien nicht besser zu erörtern, als indem ich den Kommentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte*).

Sonderbar! das kriegerische Ministerium vom 1. März, das jenseits des Rheines so verschrien ward, bestand zum größten Theil aus Männern, welche Deutschland mit dem treuesten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor-Cousin, welcher begriffen, dass bei Immanuel Kant die beste

---

*) Siehe „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ — H. Heine's sämmtliche Werke, Bd. III, S. 381 ff.

Der Herausgeber.

Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beste Chocolade zu finden, saß damals im Ministerrathe Herr von Remusat, der ebenfalls dem deutschen Genius huldigte und ihm ein besonderes Studium widmete. Schon in seiner Jugend übersetzte er mehrere deutsche dramatische Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken ließ. Dieser Mann ist eben so geistreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutschen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von dessen Herrlichkeit einen höhern Begriff als sämmtliche Komponisten des Becker'schen Lieds, wo nicht gar als der große Niklas Becker selbst! — Was uns in der jüngsten Zeit besonders gut an Remusat gefiel, war die unumwundene Weise, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders*) gegen verleumderische Insinuationen vertheidigte.

*) In der französischen Ausgabe findet sich hier noch der Zwischensatz: „des Chefs des Kabinettes vom 1. März."
Der Herausgeber.

XXXIV.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier schneiden sehr besorgliche Gesichter. „Es geht schlecht, es geht schlecht,“ Das sind die ängstlichen Zischlaute, die sie einander zuflüstern, wenn sie sich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anschein, als wackle der ganze großbritannische Staat und sei dem Umsturz nahe, aber es hat nur den Anschein. Dieser Staat gleicht dem Glockenthurm von Pisa; seine schiefe Stellung ängstigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reisende eilt mit rascheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unversehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Canning's in London war und den wilden Meetings des Radikalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau stürze jetzt zusammen. Meine

Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill besuchten, wurden dort von demselben Angstgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauspiel der O'Connell'schen Umtriebe und des katholischen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängstigung. Jetzt sind es die Korngesetze, welche einen so bedrohlichen Staatsuntergangssturm veranlassen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albion's:

„Kracht's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!“

Hier zu Paris herrscht in diesem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beständig von den falschen Briefen des Königs zu sprechen, und eine erfrischende Diversion gewährte uns die Entführung der spanischen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famosen Adam Gurowski, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiselle Rachel verliebt; da ihm aber der Vater derselben, der von sehr guter jüdischer Familie ist, seine Tochter verweigerte, so machte er sich an die Prinzessin Isabella Fernanda von Spanien. Alle Hofdamen beider Kastilien, ja des ganzen Universums, werden die Hände vor Entsetzen über dem Kopf

zusammen schlagen — jetzt begreifen sie endlich, daß die alte Welt des traditionellen Respektes ein Ende hat!

[Wer Dieses längst begriffen hat, ist Ludwig Philipp, und deßhalb begründete er seine Macht nicht auf die idealen Gefühle der Ehrfurcht, sondern auf relle Bedürfnisse und nackte Nothwendigkeit. Die Franzosen können ihn nicht entbehren, und an seine Erhaltung ist die ihrige geknüpft. Derselbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der selber bei Braten und Wein auf den König losschmäht, er würde dennoch beim ersten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zn schützen, ihn, den Bürgen seiner eigenen politischen Wohlfahrt und seiner gefährdeten Eigenthumsinteressen.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß ein legitimistisches Journal, „La France,“ uns sehr bitterblütig angegriffen, weil wir uns in der „Allgemeinen Zeitung“ eine Vertheidigung des Königs zu Schulden kommen ließen. Auf jenen Angriff wollen wir nur flüchtig entgegnen, daß wir von aller Theilnahme an den innern Parteikämpfen Frankreichs sehr entfernt sind. Bei unseren Mittheilungen in diesen Blättern bezwecken wir zunächst

das eigentliche Verständnis der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse, und wir dürfen uns dabei der größten Unparteilichkeit rühmen — so lange keine vaterländischen Interessen ins Spiel kommen und auf unsere Stimmung ihren Einfluss üben. Wer könnte sich von Einwirkungen solcher Art ganz frei halten? So mag freilich unsere Sympathie für französische Staatsmänner, und auch für Ludwig Philipp, manchmal dadurch gesteigert werden, dass wir ihnen heilsame Gesinnungen für Frankreich zutrauen. Ich fürchte, ich werde noch oft verleitet werden, günstig von einem Fürsten zu sprechen, der uns vor den Schrecknissen des Kriegs bewahrt hat, und dem wir es verdanken, in friedlicher Muße das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland begründen zu können. Diese Alliance ist jedenfalls natürlicher, als die englische oder gar die russische, von welchen beiden Extremen man hier allmählich zurücklenkt. Ein geheimes Grauen hat doch jedesmal die Franzosen angewandelt, wenn es galt, sich Russland zu nähern; sie hegen eine gewaltige Scheu vor den Umarmungen jener Bären des Nordens, die sie auf den moskowitischen Eisfeldern in Person kennen gelernt. Mit England wollen sie sich jetzt eben so wenig einlassen, nachdem sie jüngst wieder ein Pröbchen albionischer

